

# General von Bachmann, sein Biograph Emanuel Friedrich von Fischer und das Cordonsystem in seinen Beziehungen zum Gebirgskrieg

Autor(en): **Dinner, F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus**

Band (Jahr): **14 (1877)**

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-584519>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

**General von Bachmann,**  
**sein Biograph Emanuel Friedrich von Fischer**  
und  
**das Cordonsystem in seinen Beziehungen zum**  
**Gebirgskrieg.**

Mit besonderer Berücksichtigung des Feldzuges von 1815.

Von Dr. jur. F. Dinner, Präsident des histor. Vereins.

---

In unserer Abhandlung über „General Niklaus Franz von Bachmann An-der-Letz und seine Betheiligung am Feldzuge von 1815“ im „Jahrbuche“ des histor. Vereins des Kantons Glarus (Heft X, pag. 8—80) haben wir den Versuch unternommen, neben dem vorzuschickenden Nekrologe unseres Landsmanns, des eidgenössischen Generals Bachmann, vor allem aus das damalige, vielfach getadelte Auftreten der Schweiz gegenüber der napoleonischen Herrschaft, wie es u. A. sich in dem Einmarsche in Hochburgund manifestirte, einer näheren Prüfung zu unterziehen. Wir finden in Bezug auf diese, in der Herbstversammlung des histor. Vereins vom 9. Oktober 1871 vorgetragene Arbeit am Schlusse des betreffenden Protokolls (vide „Jahrbuch“ Heft IX, pag. 6) nachfolgende Bemerkungen von Hrn. Landammann Dr. Heer: „Die von Bachmann ausgesprochene Ansicht über die Unzulänglichkeit des sog. „Cordonsystems“ zeige, dass er ein bedeutenderer Militär gewesen sei, als wofür man ihn oft gehalten habe, und man müsse ihm auch darin Recht geben, wenn er eine schärfere Auscheidung der Competenzen des Generals von denjenigen der politischen Behörde verlangt habe. In letzterer Beziehung könnten auch unter den gegenwärtigen Verhältnissen noch sehr leicht Konflikte entstehen.“

Wir hatten nun schon früher den Plan gefasst, unsere bezügliche Abhandlung nach den berührten zwei Seiten hin zu ergänzen und zu vervollständigen, nämlich einerseits die Anwendung des

„Cordonsystems“ in Verbindung mit der Darstellung seiner Vortheile und Nachtheile, vor Allem in seinen Beziehungen zum Gebirgskriege an der Hand der Ergebnisse der Militärwissenschaft näher zu beleuchten und anderseits auch das unklare und undefinirbare Verhältniss des Generalkommando's gegenüber der Tagsatzung, wie es während der ganzen Dauer des Feldzuges von 1815 sich offenbarte, einer eingehendern Behandlung zu unterziehen. In dieser unserer Absicht wurden wir vollends bestärkt durch die Auffindung von schätzbarem, vielfach ganz neue und überraschende Aufschlüsse gewährenden Quellenmaterial. Es bezieht sich dies vorzugsweise auf folgendes, 1874 in Bern erschienene, höchst interessante und gediegene Werk: „Lebensnachrichten von Emanuel Friedrich v. Fischer, Schultheiss der Stadt und Republik Bern.“ Aus dessen hinterlassenen Papieren zusammengestellt von K. L. Friedrich v. Fischer.

Diese ausführliche, vom Sohne des verstorbenen Altschultheissen verfasste Biographie zeichnet sich eben sowohl durch Wärme als grosse Gründlichkeit aus. Allein es wurde diese Arbeit nur an eine beschränkte Anzahl von Freunden und Bekannten vertheilt und nicht im Buchhandel verbreitet. Es ist daher sehr verdankenswerth, dass Dr. Emil Blösch es unternommen hat, im „Bernener Taschenbuch vom Jahr 1877“ auf Grundlage derselben einen Nekrolog des letzten Schultheissen des alten Bern erscheinen zu lassen. Diese Abhandlung, die das grösste Interesse erweckt, betitelt sich: „Schultheiss Fischer. Nach der von dessen Sohne, Hrn. v. Fischer-Manuel verfassten, nur als Manuscript gedruckten Biographie bearbeitet durch den Herausgeber.“ Wir entnehmen daraus zunächst die Notiz, dass Emanuel Friedrich von Fischer, welcher im Feldzuge von 1815 unter Bachmann die Stelle eines Stabsadjutanten mit Oberstlieutenantsrang bekleidete (s. unten), der Verfasser jener Biographie des Generals ist, welche unter dem Titel „Zum Andenken des Freiherrn Niklaus Franz von Bachmann An-der-Letz“ zwar erst im Jahre 1831 nach dessen Tode erschien, indess schon einige Jahre früher, während Fischer das Schultheissenamt bekleidete, von ihm abgefasst und auch in's Französische übertragen worden war. Ferner verdanken wir nach den Angaben des angeführten Werkes der schriftstellerischen Thätigkeit Fischer's erwiesenermassen jenen

eben so lesenswerthen als umfangreichen „Schlussbericht über die eidg. Bewaffnung vom März bis zum 26. Juli 1815“, datirt vom 31. März 1816, welcher in seinen Hauptzügen in unserer Abhandlung in Heft X des „Jahrbuchs“ nahezu vollständig reproduzirt ist. Den ersten Theil bildet der erzählende Bericht, der zweite handelt von den Verhältnissen des Oberkommando's und berührt mit zarter Hand die aus den widerstrebenden Persönlichkeiten entstandenen Hemmnisse; der dritte bespricht eingehend und freimüthig die beobachteten Mängel des Heerwesens und bringt darüber höchst beachtenswerthe Vorschläge, deren Verwirklichung freilich einer viel spätern Zeit vorbehalten blieb. Der Tagsatzung wurde in diesem dritten Theil ohne Umschweife gesagt, dass sie eine zur Leitung militärischer Bewegungen durchaus ungeeignete Behörde sei. Durch die offene und freimüthige Darlegung der so heiklen persönlichen Stellung Bachmanns als Obergeneral gewinnen wir einen klaren Einblick in die so vielfach verwickelten Verhältnisse des Generalkommando's, dessen Leitung eben die Hohe Tagsatzung selbst in Händen behielt. An diese gelangten seine Berichte und von ihr gingen die Befehle an dasselbe aus. Bloss stillschweigend, aber ohne eigentliche, genau präcisirte Vollmacht wurden verschiedene Gegenstände entweder der diplomatischen oder der Militärkommission überlassen und sodann von diesen in Gemeinschaft mit dem Oberkommando verhandelt. Der Bericht zollt nun zwar dem Präsidenten der Tagsatzung, Burgermeister von Wyss, die höchste Anerkennung, verhehlt aber zugleich nicht, dass schon aus der ersten Instruktion, die dem Generalkommando, das man nebenbei gleichzeitig als Kriegsministerium betrachtete und demgemäss mit vielen, nicht leicht vereinbaren Funktionen überhäufte, von Seiten derselben erteilt worden (s. unten), deutlich zu entnehmen gewesen sei, dass diese zahlreiche und so verschiedenartig zusammengesetzte Versammlung sich nicht in eine eigentliche militärische Lage gedacht habe. Noch weniger aber scheine eine solche geeignet, fortwährend die Bewegungen des Oberkommando's wo nicht zu leiten, doch mittelbar zu bestimmen u. s. f., zumal ein jeder der 22 Kantone neben dem allgemeinen noch ein besonderes nächstes Interesse durch seinen Gesandten bei der Tagsatzung verfechten zu lassen pflege, in Folge dessen es dann eben oft zu Beschlüssen gekommen sei, deren Wirkungen in mili-

tärischer Hinsicht nicht immer in ihrem ganzen Umfange hätten berechnet sein können. —

Bachmann schenkte dem Verfasser des Berichtes sein von Freudweiler sehr gelungen ausgeführtes Aquarellbild. Als er den Bericht verdankte und Fischer aufforderte, sich seine Baarauslagen dafür von ihm vergüten zu lassen, schrieb er: „Il y a des circonstances, où il est reçu d'abuser de l'amitié de ceux qui l'accordent en aussi pleine mesure que vous l'avez fait — mais jamais de leur bourse.“

Welch unverwüstliche Lebenskraft auch der damals bereits 76jährige Greis noch immer in sich fühlte, beweist ein Brief desselben an Fischer vom 26. August 1816 (nebst andern durch die verdankenswerthe Güte des Herrn v. Fischer-Manuel uns zur Verfügung gestellt), der u. A. folgende Stelle enthält: „— — que c'est moi qui suis votre obligé et que ce cher souvenir m'accompagnera au tombeau — en vous parlant de tombeau, ne pensez pourtant pas, je vous prie, que j'y vise, ou que je le croie si proche; nous avons à nous revoir bien des fois encore avant que le moment de le creuser se présente, et je saurai m'y prendre de manière à y voir tomber plus d'un avant moi, bon nombre même de ceux qui ne s'y attendent pas.“

Wir glauben es dem Biographen Bachmanns schuldig zu sein, wenn wir an dieser Stelle, wenigstens in allgemeinen Zügen, ein Bild von seiner bisherigen politischen und militärischen Wirksamkeit zu geben versuchen. Emanuel Friedrich von Fischer, einem angesehenen, alten Berner Patriziergeschlecht entstammend, wurde zu Bern den 19. September 1786 geboren. Schon früh eine mehr als gewöhnliche Begabung zeigend, wurde er von seinen Eltern in die dortige öffentliche Schule geschickt, ganz gegen die damals unter den vermöglichen Klassen herrschende Mode der Privatanstalten oder Hauslehrer. Fischer erlebte eine glückliche Kindheit, bis im Jahr 1798 das Verderben über das alte Bern hereinbrach. Es ist zur Genüge bekannt, wie die Berner nach rühmlichen Kämpfen unterlagen und die Franzosen am 5. März in die bisher nie von einem Feinde betretene Stadt einzogen. Doch überlassen wir hierüber Fischer selbst das Wort:

„In Bern brütete dumpfe Verzweiflung; mehr noch als die Trauer in so vielen Familien (23 Offiziere aus Bern waren geblieben,

viele verwundet) wirkte das tiefe schmerzliche Gefühl des Verlustes der Freiheit eines so lange geehrten und glücklichen Vaterlandes; dazu kamen für Viele die dringendsten häuslichen Sorgen. Der französische Bankerott hatte grosse Verluste verursacht. Während viele Hausväter kaum mehr wussten, woraus sie den nothwendigen Unterhalt für ihre Familien bestreiten sollten, musste man erdrückende Einquartierungen tragen, welche zwar Rationen erhielten, allein dabei gleichsam auf Diskretion leben mussten.“

So erging es auch dem Fischer'schen Hause, das eine erkleckliche Anzahl der ungebetenen Gäste aufzunehmen hatte. Nun kam dazu noch die von den französischen Machthabern den bisherigen regierenden Familien ausschliesslich auferlegte, erst später von sechs auf zwei Millionen ermässigte, auch so noch genug drückende Kriegskontribution.

„Die Mitglieder der alten Regierung mussten sechs, die andern Mitglieder der „Oligarchen-Familien“ drei Prozente ihres ganzen Vermögens entrichten. Um diese Summen aufzubringen, opferten beinahe alle Familien ihr ganzes Silbergeschirr; alte, weit mehr durch Arbeit und geschichtlichen Werth als durch den innern Gehalt kostbare Geschirre, Denkmünzen, goldene Ketten, alles wurde zusammengeschlagen und geschmolzen; Edelsteine besass man keine, da ein Luxusmandat sie verboten hatte.“

Obschon Fischer's Vater nebst vier Brüdern gegen die Franzosen im Felde gestanden, so hatte die Familie doch keines Mitgliedes Tod zu beweinen. In dieser bewegten Zeit sah der Knabe so Manches, was sich seinem Gedächtniss lebhaft einprägen musste. Von seinem auf der Rückseite des Hauses gelegenen Zimmer sah er z. B. französische Soldaten den Hut voll Silbergeld aus dem Schatzgewölbe neben dem Rathhause wegtragen; er sah den Freiheitsbaum aufrichten und den Pöbel darum tanzen. Lebhaft wurde dadurch in ihm der Hass gegen die fremden Unterdrücker und ihre einheimischen Helfershelfer angefacht. Von diesem Gefühle blieb er auch noch als Mann beseelt. Im Jahre 1799 trat Fischer in die sog. „wissenschaftliche Lehranstalt“ und nach Absolvirung derselben nahm er noch Privatunterricht in den alten Sprachen und der Mathematik, worauf er im Herbst 1801 die Akademie in Genf bezog. Dieser Aufenthalt in Genf war in jeder Beziehung fruchtbringend für Fischer;

er machte viele Bekanntschaften, die ihm später sehr zu Statten kamen und wurde der französischen Sprache in höherem Grade mächtig als die meisten seiner Mitbürger. Auf den Ruf des Vaters kehrte er jedoch schon gegen Ende des Jahres 1802 nach Bern zurück, wo er bald in öffentlichen Geschäften zu arbeiten begann, freilich aber, wie er später bekannte, zum Nachtheil seiner Vervollkommnung in den Wissenschaften; denn oft habe er es bereut, ein strenges Studium, namentlich der Mathematik und der todten Sprachen nicht länger fortgesetzt zu haben.

Mit warmer Theilnahme hatte Fischer während seines Aufenthalts in Genf die Ereignisse des Spätsommers 1802 verfolgt, nämlich die schweizerische Volkserhebung gegen die verhasste helvetische Regierung, den sog. „Stecklikrieg.“ (Vgl. „Jahrbuch“ Heft X, pag. 15 ff.) Ueber die wesentlich unter dem Einfluss Bonaparte's zu Stande gekommene „Mediationsakte“, welche sodann die Helvetik für immer beseitigte und sowohl der Schweiz im Ganzen als auch jedem einzelnen Kanton eine neue Verfassung gab, äussert er sich in einem handschriftlichen Fragment folgendermassen:

„Mit dem Flammenblick des Genies und mit dem Egoismus des Despoten durchschaute der Consul die Bedürfnisse, die Interessen und die Blößen, welche in der Schweiz zu beachten waren.“ Im Jahr 1803 betrat Fischer die militärische Laufbahn, indem er unterm 24. Juni zum „Subalternoffizier“ in der Infanteriekompagnie von Graffenried ernannt ward. Als solcher hatte er im März 1804 die Freude, beim Beziehen der Hauptwache den letzten französischen Wachtposten abzulösen, „eine mir erwünschte Vorbedeutung“, sagte er, „immer der Unabhängigkeit meines Vaterlandes meine Kräfte zu widmen.“ Wenige Wochen darauf sollte Fischer auch den Ernst des Militärdienstes kennen lernen. Im Kanton Zürich war jener Aufstand ausgebrochen, durch dessen rasche Unterdrückung sich Schultheiss von Wattenwyl, damals Landammann der Schweiz, so grosse Verdienste erwarb, indem sonst eine französische Einmischung unmittelbar bevorstand. Das Berner Bataillon Kirchberger, zu welchem Fischer's Kompagnie gehörte, bildete einen Theil der dazu verwendeten Truppen. Als Augenzeuge und Mitkämpfer hat er diesen Auszug, den sog. „Bockenkrieg“ eingehend geschildert in seinem vortrefflichen Werk:

„Erinnerung an Niklaus Rudolf von Wattenwyl, weil. Schultheiss der Stadt und Republik Bern, gew. Landammann der Schweiz und General über die eidgen. Aufgebote von 1805, 1809 und 1813 mit Rückblick auf einige Denkwürdigkeiten seiner Zeit.“ Bern 1867. — Als Kuriosum dürfte in Bezug darauf noch erwähnt werden, dass Fischer zwei ganze Menschenalter später, als die preussische Zündnadel ihre welterschütternden Erfolge feierte, als Greis gerne zu erzählen pflegte, wie er Anno Vier bei der Entwaffnung eines zürcherischen Dorfes ein, zwar sehr roh gearbeitetes Hinterladungsgewehr aufgefunden habe, welches nach den Aussagen der Landleute von einem russischen Offizier zurückgelassen worden war. Als Anfangs Mai Fischers Kompagnie nach sechswöchentlicher Abwesenheit in die Heimat entlassen wurde, erhielt er von der Zürcher Regierung eine grosse silberne Medaille „wegen ausgezeichneten Verhaltens im Gefecht vom 28. März.“ Anderthalb Jahre nach dem „Bockenkrieg“ finden wir Fischer wieder im aktiven Militärdienst. Oesterreich hatte im Bunde mit Russland den Kampf gegen den Corsen von Neuem aufgenommen; man weiss, mit welchem Erfolg. Der anfangs in Südwestdeutschland geführte Krieg veranlasste die Schweiz zu einer Neutralitätserklärung und einer Grenzbesetzung mit 5000, dann 10,000 Mann unter dem Oberbefehl des Schultheissen von Wattenwyl. Zu den ausrückenden Truppen gehörte auch Fischer's Bataillon, befehligt von seinem vorjährigen Hauptmann, nun Oberstlieutenant von Graffenried von Gerzensee. Fischer, im vorhergehenden Sommer zum Oberlieutenant vorgerückt, wurde nun mit 14. September 1805 zum Aidemajor dieses Bataillons mit Hauptmannsrang ernannt. Dasselbe wurde in die Division Ziegler eingetheilt und im Kanton Schaffhausen dislocirt, und der Bataillonstab kam mit zwei Kompagnieen in die Hauptstadt, wo sich auch das Divisions-Hauptquartier befand. Auf dem Marsch dahin, Ende September, bemerkt Fischer, wie freundlich die Berner in ihrem ehemaligen Unterthanenlande, dem Aargau, wie frostig in Zürich, wie um so festlicher dagegen sie natürlich in Winterthur empfangen wurden. Jenes unselige Verhältniss, das Fischer noch so manche bittere Stunde bereiten sollte, die allzeit unfreundliche Stimmung zwischen Zürich und Bern, zeigte sich auch auf diesem Grenzzuge; das kameradschaftliche Band zwischen den Offizieren



beider Kantone blieb die ganze Zeit ein mehr als lockeres; auch der General scheint den Unsegen empfunden und mehr deshalb als aus strategischen Gründen sein Hauptquartier bald von Zürich nach Winterthur verlegt zu haben. Als Ausnahme hebt Fischer das sehr erfreuliche Verhältniss der Berner zu ihrem Divisionskommandanten, dem zürcherischen Obersten Ziegler, hervor. Seine Sympathieen waren in dieser Zeit selbstverständlich ganz auf Seiten Oesterreichs; er äussert sich mit Ingrimme über die französisch-württembergische Bundesgenossenschaft, mit Bitterkeit über die preussische „Politik der freien Hand“, und als die Katastrophe von Ulm erfolgte, schrieb er: „Ich lese gar keine Zeitungen mehr und werde keine lesen, bis ich an den Gesichtern der Kameraden erkennen kann, dass die Nachrichten wieder günstiger lauten.“ In diesem „Feldzug“ trat Fischer auch in engere Beziehungen zu seinem Oberbefehlshaber, General von Wattenwyl, welcher im Dezember den Aidemajor zu seinem Adjutanten wählte.

Im Sommer des Jahres 1806 machte Fischer mit seinem Vater einen längern Aufenthalt in Paris, woselbst er u. A. Gelegenheit fand, im Schlosse St.-Cloud am Napoleonstage (15. August) jener feierlichen Audienz beizuwohnen, welche durch das Auftreten Napoleons gegen den preussischen Gesandten einen gewissermassen historischen Anstrich bekam. Nachdem nämlich durch ein Kopfnicken die Abfertigung der Schweizer erfolgt war, wandte sich Napoleon an den preussischen Botschafter Lucchesini, der ihnen zunächst stand, und sagte ihm: „Eh bien, nos affaires sont arrangées, et solidement!“ letzteres Wort mit so kräftiger Betonung, dass die rauhe Anrede grosses Aufsehen erregte und als Vorspiel einer Kriegserklärung aufgefasst wurde, welche denn auch nicht lange darauf erfolgte. Aus den weiter erzählten Ansprachen „wurde mir klar“, bemerkt Fischer's Vater, „dass dem Kaiser unsere schweizerischen Verfassungen vollkommen gegenwärtig sind, ebenso wie die Verhältnisse der deutschen Souveräne, von denen etliche Muster (échantillons) nebst einer Legion von Vertretern der Uebrigen anwesend waren.“ Da Fischer in der Folgezeit mehrere Einladungen zu Hoffestlichkeiten erhielt, bekam er den grossen Mann noch öfters zu sehen. „Ich beginne jetzt“, schreibt er etwas später, „diese staunenswerthe Physiognomie, die den Ausdruck des Genies so deutlich trägt, besser aufzufassen und mir einzuprägen.“ Zu jeder Zeit hat zwar Fischer

die grösste Bewunderung für dessen Genie bekannt, nie aber aufgehört, in ihm den Despoten zu hassen; namentlich pflegte er als gereifter Mann seinen jüngern Umgebungen dessen erstaunliche Arbeitskraft als Muster vorzuführen. In den nächsten Jahren studirte er die Rechtswissenschaft an der neu gegründeten Berner Akademie, von welcher er auch für die Lösung einer Preisaufgabe als ersten Preis eine goldene Medaille erhielt.

Mittlerweile war durch den 1809 zwischen Oesterreich und Frankreich ausgebrochenen Krieg abermals eine schweizerische Truppenaufstellung erforderlich geworden. Zwar waren, ehe noch die Berner ihren Marsch angetreten hatten, die unheilvollen Schläge in Bayern schon geführt und die Operationen der grossen Heere im österreichischen Donauthale hätten einen Neutralitätscordon nicht nöthig gemacht, allein gleichzeitig war im Tyrol und Vorarlberg der Volkskrieg entbrannt und die ganze Bodenseegegend wurde der Schauplatz von Kriegsereignissen, welche die Besetzung des nordöstlichen Winkels der Schweiz veranlassten. (Vgl. Wieland: „Schweiz. Kriegsgeschichte“ Bd. II, pag. 260 ff.) Auch unsern Fischer traf ein Aufgebot, und wir finden ihn in derselben militärischen Stellung, in demselben Bataillon und unter dem nämlichen Divisions- und Armee-Oberkommando wie vor vier Jahren. Diesmal war Herisau in Appenzell-Ausserrhoden sein nächster Bestimmungsort, der am 5. Mai erreicht wurde. Der Bataillonsstab kam mit zwei Kompagnieen nach Herisau selbst, die drei andern Kompagnieen in die Umgegend. Freundlichere Quartierträger konnte man sich gar nicht wünschen; sie behandelten Mannschaft und Offiziere wie Brüder und wollten Letztere durchaus bei sich zu Tische haben, was jedoch nicht gestattet wurde. Auch sonst machte das so ausnehmend demokratische Appenzellerland auf unsern aristokratischen Berner den besten Eindruck. Ganz anders gestaltete sich indess das Verhältniss, als Fischer's Bataillon den Befehl erhielt nach Rheineck abzumarschiren. Eine weniger gastfreundliche Aufnahme einquartirter Landestruppen wie daselbst war ihm noch nirgends vorgekommen. Den Offizieren wurde nicht einmal Wasser geliefert, nichts als das streng Vorgeschiedene. Ueber die Stimmung im Rheinthale vernehmen wir, dass die Geistlichkeit und die Wohlhabenden es mit den Oestreichern, die untern Klassen mit den Franzosen hielten.

„Nur schweizerisch“, fügt Fischer bitter hinzu, „ist Niemand gesinnt“. Das Bataillon war auf einer Linie von sechs Stunden Länge vertheilt und von jeder Ortschaft wurden Detachements gegen den Rhein vorgeschoben. Diese zerstückelte Aufstellung hatte für die Mannschaft einen strengen Wach- und Patrouillendienst, für unsern Aidemajor aber eine bedeutende Vermehrung der Schreiberei zur Folge. Ueberhaupt bildet die Klage über Vielschreiberei einen stehenden Artikel in seinen Berichten aus jener Zeit. „Unser Militärwesen“, seufzt er, „ist doch eine schreckliche Kanzlei.“ Auch sonst stellt er allerlei Betrachtungen über das schweizerische Kriegswesen an. Er bemerkt schon bald nach dem Ausmarsch, dass die Mannschaft schlecht marschire; dem guten Willen der Soldaten Lob zu spenden, wird er indessen nicht müde; sie seien unverdrossen und willig, man brauche nur selten zu strafen. „Röcke, Waffen und Riemenzeug werden gut gehalten. Im Quartier machen sich die Soldaten beliebt und die Berner werden hier einen guten Ruf hinterlassen. Merkwürdig ist, dass jede der fünf Kompagnieen ihren eigenen Charakter hat. . . . Man wird mit unsern Soldaten immer machen können, was man nur will, wenn man sie zu behandeln weiss und sich viel mit ihnen abgibt, was jedoch leider viele Offiziere nicht einsehen wollen. Die jüngern Offiziere bedürfen beständiger Anleitung; immer sind sie am wenigsten mit ihrem Dienste vertraut, was mir vieles Herumspringen von einem Flügel zum andern verursacht; glücklicherweise habe ich meine Sache früher studirt, obgleich die Militärkommission in ihrer Weisheit den Aidemajors von Amtswegen keine Gelegenheit gibt, ihren Dienst zu erlernen. Wenn man mit der Truppe dient, lernt man viele Gebrechen unserer Militärorganisation kennen.“ Fischer's Schlussbetrachtung lautet ganz ähnlich wie 1805; man habe zwar keinen Ruhm geerntet, aber doch sein Bestes gethan.

Der schweizerischen Gränzwacht stand auf dem andern Rheinufer ein lebhaftes und wechselvolles Treiben gegenüber. Gleich den Tyrolern hatten sich auch die Vorarlberger zum Kampfe gegen die fremden Unterdrücker erhoben. Ihr Oberbefehlshaber war ein Dr. jur. Schneider; die andern Führer waren meistens Wirtbe. Bald unterstützt von den k. k. Linientruppen Chasteller's, bald ihren eigenen Kräften überlassen, hatten sie einmal gegen Franzosen, dann wieder gegen Württemberger oder Bayern zu fechten; heute hiess es, das

Volksheer sei zersprengt und auseinandergestoben, Tags darauf stand es zahlreicher und entschlossener da als zuvor, griff Lindau an, machte Streifzüge bis Kempten oder überfiel sogar Konstanz, und der Anblick ihrer Todten und Verwundeten vermochte diese Bauern nur zu der spartanischen Aeusserung: „Wenn man hobelt, gibt es halt Späne.“ So änderte sich die Sachlage mit jeder Woche und erforderte entsprechend wechselnde Anordnungen der schweizerischen Befehlshaber; endlich erfolgte eine sog. Grenzsperre, jedoch mit so vielen Ausnahmen, dass der Aidemajor nebst den sonstigen Schreibereien noch Hunderte von Passirscheinen täglich auszustellen hatte.

Von den Vorgängen im Rheinthale und im Bregenzerwald war man beim Bataillon gut unterrichtet, über die entfernteren Kriegereignisse aber so wenig, dass Fischer von den nachmals so berühmten Anführern der Tyroler nur Hormayr zu nennen wusste. Die Nachrichten über die Riesenschlachten von Aspern und Wagram gelangten an die Bernertruppen meist nur durch Flugblätter oder Gerüchte, welche beide nur in der Hauptsache wahr, sonst aber abenteuerlich genug lauteten. Während der Waffenstillstandsverhandlungen nach der Schlacht bei Wagram schreibt Fischer: „Mir scheint, es werde zwischen beiden Mächten eher ein Bündniss als nur einen Frieden geben; bald wird jetzt Russland an die Reihe kommen. . . . Die Rückkehr des Kaisers nach Paris scheint zu beweisen, das alles zu Ende ist. Was soll diese englische Expedition (nach Walcheren)? Ich fürchte sehr, sie werden von grosser Uebermacht erdrückt werden.“ Auch sagte er voraus, dass die Tyroler, sowohl von Bayern als von ihrer eigenen Regierung getäuscht, endlich unterliegen würden. Bevor jedoch die entscheidende Wendung bekannt wurde, hatte das Bataillon Rheineck verlassen; den 7. Juli trat es den Marsch nach Kreuzlingen bei Konstanz an und damit zugleich aus dem Verbande der Division Ziegler, um der Brigade Herrenschwand anzugehören. Der Brigadestab wurde im Frauenkloster Münsterlingen, der Bataillonstab in der Abtei Kreuzlingen untergebracht; letztere liegt hart bei Konstanz, welches aber die Schweizer Militärs nicht betreten durften. Ungeachtet der bessern Unterkunft in den neuen Quartieren und des leichtern Dienstes, der jetzt mehr im Exercieren bestand, fing indess die lange Dauer der Grenzhut den Milizmännern an lästig zu werden und Fischer ver-

wendet sich beredt für deren Heimberufung, die dann auch wirklich Anfangs August erfolgte. Fischer konnte nun auf mehrere Jahre den Militärrock ausziehen und widmete sich zunächst vor Allem dem akademischen Sekretariate. 1810 wurde er zum Mitglied des „Schultheissengerichts“ (auch Amtsgericht genannt) erwählt, in welchem er bis 1818 verblieb, und im Jahre 1811 führte ihn ein neues Sekretariat in die höhern politischen Geschäfte ein.

„Wenn sich die Altberner“, so lautet in Bezug darauf die interessante Darstellung in den „Lebensnachrichten“, „mit der Mediationsepoche nie befreunden konnten, so war doch ihre Abneigung weniger gegen die Verfassung gerichtet als gegen deren aufgezwungene Einführung, gegen das mannigfache Unrecht, das Bern erlitten hatte, und vor Allem gegen den Druck, den der Vermittler fortwährend so fühlbar auf die vaterländischen Angelegenheiten übte. „Eine schlaflose Viertelstunde, und ihr seid einverleibt!“ oder „Ich kann aus euerm Lande zwei Departements machen“, mit diesen beiden Aussprüchen Napoleons ist die damalige Stellung der Schweiz zu ihm hinlänglich gekennzeichnet. Zu den Folgen dieses Druckes gehörte auch die Obliegenheit der Schweiz, vermöge der Militärkapitulation von 1803 der Schutzmacht vier Regimenter zu stellen. Die vielen Kriege Napoleons hatten aber in deren Bestand grosse Lücken gerissen, deren Ausfüllung, mit den grössten Schwierigkeiten verbunden, dessen ungeachtet von der französischen Regierung unerbittlich gefordert wurde. Diess führte 1811 zum Entschluss, mit Frankreich über eine neue Militärkapitulation zu unterhandeln und die Tagsatzung ernannte zu Kommissarien: Alt-Landammann von Wattenwyl, Bürgermeister von Escher, Landammann Heer (von Glarus), Regierungsrath Reuti von St. Gallen und Staatsrath Pidou (von Waadt). Zum Sekretär der Kommission wurde Fischer ernannt. Die langwierigen Unterhandlungen, welche nicht nur, die Konferenzen mit dem französischen Gesandten abgerechnet, 51 Sitzungen, vom Dezember 1811 bis April 1812, sondern auch beinahe täglichen Schriftenwechsel sowohl mit dem Gesandten als mit dem Landammann in Basel erforderten, führten zwar zu einem wichtigen Ergebniss, indem die Gesamtstärke der Regimenter von 16,000 auf 12,000 Mann herabgesetzt und die jährliche Lieferung auf 2000 Mann im Frieden und

3000 im Kriege festgestellt wurde; in fast allen andern mehr oder weniger untergeordneten Punkten jedoch wurden die von den Kommissarien eindringlich verfochtenen Wünsche der Schweiz durch Machtsprüche unerfreulich erledigt. (Näheres darüber in „Erinnerung an N. R. von Wattenwyl“ pag. 198 ff. s. oben). Fischer spricht seine Gesamteindrücke von dieser schwierigen Angelegenheit mit der kurzen Bemerkung deutlich genug aus: „Glücklicherweise war diesem von Wattenwyl wie von seinen Kollegen mit schwerem Herzen unterzeichneten Verträge keine lange Dauer beschieden.“ Der Sekretär erntete von der Kommission und vom Landammann warmes Lob; des Letztern Schreiben prophezeit dem jungen Manne eine glänzende Laufbahn.

Nun musste Fischer aber neuerdings das Schwert umgürten, und wieder als Militär dem Vaterlande dienen; denn endlich hatte sich das Schlachtenglück gegen den grossen Corsen gewendet; durch die Völkerschlacht bei Leipzig war die Befreiung Europa's gesichert. Es galt aber das Werk zu vollenden, und die verbündeten Heere schickten sich an, in Frankreich einzudringen und den Eroberer zum Frieden zu zwingen oder ihn vom Throne zu stürzen. Bald erstreckte sich deren strategische Aufstellung mit ihrem linken Flügel bis gegen die Grenzen der Schweiz. Es mochte daher fast selbstverständlich erscheinen, dass die nach Zürich ausserordentlich einberufene Tag-satzung unter entschiedener Mitwirkung der bernischen Gesandtschaft am 18. November 1813 eine Neutralitätserklärung erliess. Weit zweifelhafter war es, ob die Neutralität der Schweiz, bei ihrem mit diesem Begriffe kaum vereinbaren Verhältnisse zu Frankreich, von den Mächten würde anerkannt werden. Man sandte daher Abordnungen sowohl nach Paris als in's Hauptquartier der Verbündeten zu Frankfurt, um diese Anerkennung auszuwirken, und stellte schon vorher zum Schutze des vaterländischen Bodens einige, leider viel zu wenige Truppen auf, zu deren Oberbefehlshaber wiederum, wie 1805 und 1809, Schultheiss von Wattenwyl ernannt wurde. Dieser hatte im Ganzen zuerst nur über 12,500 Mann zu verfügen, von denen 2000 in Basel, 2500 in Bündten und Tessin standen, und somit 8000 für alle andern zu vertheidigenden Grenzstrecken übrig blieben; später wurden noch 6000 Mann, das ganze Resultat von Wattenwyls dringenden Verstärkungsgesuchen, zaudernd und so spät aufgeboden,

dass sie, als die Verbündeten über den Rhein setzten, zum Theil erst auf dem Marsch begriffen waren.

Nach Basel kam, anfänglich mit etwas über 1000 Mann, der Stab der zweiten Division von Herrenschwand, und als erster Divisionsadjutant der unter'm 18. September zum eidgenössischen Stabsadjutanten ernannte Fischer, welcher somit wieder unter seinem Brigadekommandanten von 1809 diente. Der andere Adjutant war Herr von Graffenried, später Hauptmann von Bonstetten.

Herrenschwand, am 9. November in Basel eingetroffen, verlor keine Zeit, sondern leitete sogleich einen sorgfältigen Kundschafterdienst ein, mittelst dessen er binnen wenigen Tagen die Gewissheit erlangte, dass bedeutende Truppenmassen in der Gegend von Lörrach zusammengezogen werden würden und dass die Brücken von Basel und Rheinfeldern die Operationsziele seien. Die Gefahr, dass der Schweizerboden in Mitleidenschaft gezogen werde, war mithin schon sehr nahe gerückt. Musste diess schon an sich Herrenschwand's Aufgabe wichtig und schwierig machen, so gestaltete sie sich noch weit misslicher durch den Umstand, dass die Thätigkeit der sog. Waldshuterpartei, zu der einige wenige Berner gehörten, ein Misstrauen hervorrief, welches ungerechterweise auch auf die Berner in Basel übertragen wurde. Unter solchen ungünstigen Verhältnissen machte Fischer seinen dritten Grenzzug.

Indem wir im Uebrigen bezüglich der militärischen und politischen Ereignisse in der Schweiz im Jahre 1813 auf die gedruckten Geschichtswerke, namentlich auf Wieland: „Schweizerische Kriegsgeschichte“ (s. unten), ferner auf Reinhard's, Mülinen's und Wattenwyl's Leben verweisen, beschränken wir uns an dieser Stelle lediglich auf einige ergänzende Notizen, insoweit Fischer als Mithandelnder oder Beobachter erscheint.

Als Oberst von Herrenschwand am 10. November das Besatzungscorps von Basel musterte, bestand dasselbe aus nicht mehr wie 1200 Mann. Für den Vorposten- und Wachdienst in der befestigten Stadt waren diese Streitkräfte zu schwach, auch wurde bald deren Vermehrung auf 2200 Mann erwirkt; man konnte sich aber nicht verhehlen, dass diese Zahl wiederum, strategisch genommen, für die ganz vertheidigungsunfähige Stellung zu gross sei. Fischer machte

sich von Anfang an seine Gedanken über die Ausführbarkeit der Neutralitätserklärung; schon vor derselben hatte er gesagt: „Man solle nicht die neutrale Macht spielen wollen, wenn man keinen Einsatz zu leisten vermöge“, und am 13. November stellte er sich die Frage, was mit der Besetzung Basels bezweckt werden könne? Er beantwortete sie wie folgt: 1) Schutz des Schweizergebietes gegen zufällige oder eigenmächtige Verletzung durch untergeordnete Abtheilungen, wozu aber kein Cordon, sondern nur Avisoposten zu verwenden seien. 2) Bewachung und allfällige Zerstörung der Baseler Brücke, wodurch indessen der Feind höchstens zu einem Umwege genöthigt würde, denn eine Umgehung über Rheinfelden sei unfehlbar und nicht zu verhindern. 3) Bewahrung der reichen Stadt Basel vor einem Handstreich, wozu 2—3000 Mann erforderlich, während deren ernstliche Vertheidigung bei ihren ausgedehnten Verschanzungen 10 bis 15,000 erheischen würde und unverantwortlich wäre. Ueberhaupt war Fischer mit dem Cordonsystem nicht einverstanden. — Der Plan des Oberstquartiermeisters Finsler, welcher die rechtsrheinischen Gebietstheile geradezu aufgeben, die Rheinlinie nur bewachen und erst die Jurapässe vertheidigen wollte, scheint ihm weit mehr eingeleuchtet zu haben; dies war aber politisch unausführbar, indem es in Basel und anderswo das Geschrei über Verrath erst recht hervorgerufen hätte.

Gleich in den ersten Tagen machte sich der Mangel guten Einvernehmens zwischen den Basler Behörden und der Besatzung fühlbar; den Wünschen und Anforderungen der Letztern wurde meist nur zögernd und unvollständig entsprochen, und die Basler machten hinsichtlich der Vertheidigung der Stadt unerfüllbare Ansprüche. An Vielschreiberei fehlte es auch diesmal nicht und Fischer beklagt es besonders desshalb, weil es ihn hinderte, für die Ausbildung der Truppe thätig zu sein. Die Mängel derselben schreibt er vornehmlich der Unvollzähligkeit und theilweisen Untüchtigkeit der Kompagnie-Offiziere zu. „Wo sind, ruft er aus, die Schwärme von jungen Herren, die man in unsern Lauben und auf den Bällen anzutreffen pflegt? Aus unserm Militärwesen wird nie etwas werden, wenn man nicht das Uebel an der Wurzel angreift; ein Jeder muss gezwungen werden, Dienst zu thun, sei es als Soldat oder als Offizier. Milizen brauchen Offiziere, viel Offiziere.“



Als die drohenden Anzeichen einer Verletzung schweizerischen Gebietes sich mehrten, wurde Fischer mit einer Mission zu Landammann Reinhard in Zürich betraut, der ihn indessen an Finsler verwies. Wie er dann später mit Herrenschwand die Stellungen zu Stein und Rheinfeldern besuchte, bestärkte ihn der Augenschein in der Ansicht, dass die Vertheidigung der Rheinlinie mit den zu Gebote stehenden Mitteln gegen 160,000 Mann eine „Vision“ sei.

Die „Lebensnachrichten“ bemerken im Weiteren bezüglich der Misshelligkeiten bezüglich der Vertheidigung Basels, dass daran vor Allem die Unkenntniss militärischer Dinge auf baslerischer Seite viel Schuld getragen habe. Man vermochte sich eben die Bedingungen und Folgen der Vertheidigung einer Stadt wie Basel nicht klar zu machen; man übertrieb die Wichtigkeit der Baseler Brücke, weil man die Schwierigkeit, anderswo über den Rhein zu setzen, überschätzte. Auch das gegenseitige Misstrauen bestand nicht allein zwischen Baslern und Bernern, sondern auch zwischen dem Vorort und den Militärbehörden. „Wenn im Mittelpunkte“, sagt das Tagebuch Fischer's, „ein Gedanke wirklich vorhanden ist, so ist er gewiss tief verborgen; dass man vorsichtig sein muss, gebe ich zu; wir sollten aber wissen, was und mit wem wir zu thun haben, und diejenigen wenigstens, auf die man sich verlassen kann, sollten nicht in Unkenntniss erhalten werden. Gewiss ist, dass auch der Schlaueste dieses Geheimniss nicht ergründen mag.“ Noch weniger Sicheres als vom leitenden Gedanken des Vorortes wusste man von den Absichten der Verbündeten.

Die Entscheidung liess jedoch nicht mehr lange auf sich warten. Am 19. December begab sich Oberst Herrenschwand auf Einladung des österreichischen Oberquartiermeisters von Langenau und nach eingeholter Zustimmung des Generals von Wattenwyl nach Lörrach zu einer Besprechung mit dem dort kommandirenden Feldmarschall-Lieutenant Grafen Bubna und Langenau. Oberst Füessli und Fischer begleiteten ihn. Die „Lebensnachrichten“ (pag 52 ff.) geben einen sehr einlässlichen Bericht über diese denkwürdige Lörracher Zusammenkunft. —

Bezüglich des gleich darauf erfolgenden Rückmarsches der eidg. Truppen und der Oeffnung der Thore Basels für den Durchmarsch der österreichischen Truppen heisst es daselbst: „Dass jeder Wider-

stand mit den vorhandenen Streitkräften nicht nur so hoffnungslos, dass ihn selbst ein Napoleon nicht unternommen haben würde, sondern auch, weil man dann die Schweiz als Feindesland behandelt hätte, dem Vaterland schädlich und nur der persönlichen Ehrliebe der Befehlshaber dienlich gewesen wäre, das ist noch von keinem Besonnenen bezweifelt worden. Auch hatte sich einer Ausbildung des schweizerischen Militärwesens, wie sie erforderlich war, um im Jahre 1813 einigen Widerstand leisten zu können, Niemand entschiedener widersetzt als Napoleon; schon desshalb und abgesehen von seinen eigenen Eingriffen in die Rechte der neutralen Schweiz, war die Zumuthung unsinnig, dass die Schweiz ihr kleines Heer im ausschliesslichen Interesse Frankreichs hätte opfern sollen.“

Im Weitem bemerkt das Tagebuch Fischer's über die am 21. Dezember erfolgte Räumung Basels: „Indem man einen ganz unhaltbaren Platz stark besetzte, Vertheidigungsvorkehrungen traf und dann, ohne einen Schuss zu thun, davonging, hat man sich lächerlich gemacht. Diess verdankt man aber dem thörichten Verfahren der Tagsatzung, die mit 20,000 Mann eine bewaffnete Neutralität erklärte, wozu ein allgemeines Aufgebot gehört hätte; dann aber dem unbegreiflichen und blinden Eigensinn Reinhardts. Diese Nacht noch hat mir Langenau gesagt, wenn man bei Zeiten die Mediationsakte und die französische Militärcapitulation aufgehoben hätte, so wäre es der Feldherrnpartei im Verbündeten-Hauptquartier sehr schwer geworden, ihren Durchmarschplan gegen die Diplomaten durchzusetzen, welche, wie Langenau ausdrücklich zugab, diese Massregel als eine verfehlte ansahen.“ (Dass übrigens der Durchmarsch durch die Schweiz aus strategischen Gründen beschlossen wurde, bestätigt auch Clausewitz („Vom Kriege“ II.), ohne diese strategischen Gründe zu billigen). —

Mit Umgehung des beglaubigten österreichischen Gesandten von Schraut erschien in besonderer Mission derselben Macht der Sachse Freiherr von Senft-Pilsach und übergab am 19. Dezember dem Berner Staatsrath eine Note, worin die Aufhebung der Mediations-

verfassung und die Wiedereinsetzung der Standeskommission von 1802 verlangt wurde. (Vgl. auch „Berner Taschenbuch von 1877“ pag. 15 ff.) Am 23. sodann wurde nach Ankunft des Generals von Wattenwyl vom Kleinen Rath wirklich der Beschluss gefasst: Die Mediationsakte sei kraft des Willens der verbündeten Mächte aufgehoben und die Regierungsgewalt an Schultheiss, Klein- und Gross-Räthe der Stadt und Republik Bern abgetreten. Als nun in der Folge von Luzern behufs Vorbesprechungen über eine neue Bundesverfassung eine Konferenz der acht Orte Bern, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Solothurn nach Luzern ausgeschrieben wurde, so ernannte Bern zu seinem Abgeordneten den Schultheissen Mülinen und den Rathsherrn Stürler, denen als Legationsrath Fischer beigegeben wurde. (Ueber seine diesbezügliche Wirksamkeit vgl. „Berner Taschenbuch“ pag. 19 ff.)

Es verdient hier bezüglich der schweizerischen Grenzen hervorgehoben zu werden, dass die sog. „lange“ Tagsatzung, welche 1813 (wenige Monate nach dem Erscheinen der ersten Keller'schen Reisekarte der Schweiz) in Zürich zusammentrat, von dem bevorstehenden Wiener Kongress, der bekanntlich das Gebiet der jetzigen Schweiz feststellte, während vorher ansehnliche Landschaften des gegenwärtigen Territoriums unter fremder Herrschaft standen, so Wallis, Neuenburg und Genf — einen erheblichen Gebietszuwachs zu erhalten hoffte, namentlich aus strategischen Gründen. Sie beauftragte deshalb Oberstquartiermeister Finsler von Zürich, damals die bedeutendste militärische Autorität der Schweiz, mit der Abfassung eines bezüglichen „Memorials“. In dieser trefflichen Arbeit zeichnet nun derselbe dem Kongress die Grenzen der Schweiz unter der Voraussetzung, dass man von ihr verlange, ihre bewaffnete Neutralität nachdrücklich zu wahren. Bei Basel beginnend, wünschte das Memorial an der Nordwestgrenze, im Fürstbisthum Basel, die äussersten Jurakämme als Grenze und verzichtete auf den Besitz von Pruntrut und St.-Ursitz, als zur Vertheidigung nicht gerade nothwendig.

Dagegen verlangte Finsler nicht nur das ganze damalige Fürstenthum Neuchâtel zur Schweiz, sondern auch die Grenzgebiete des Departement du Doubs, welche die Jurapässe der Waadt und Neuen-

burgs der Schweiz sichern, ebenso das Dappenthal und das Pays de Gex. Das damals ganz in Parzellen zerrissene Genfer Gebiet sollte ungefähr nach gegenwärtigem Bestand arrondirt werden. Von grosser Wichtigkeit schien Finsler für die Schweiz der Besitz von Chablais und Faucigny, allerdings nicht bloss im Sinne einer Neutralität dieser savoyischen Landestheile, wie sie dann der Hof von Turin dem Kongresse zu belieben wusste.

Eine weitere, tief eingreifende Bereinigung wünschte Finsler mit der Südgrenze östlich vom Monte Rosa vorzunehmen. Die Wiedererlangung des Veltlins schien ihm selbstverständlich; dazu fand er dringend geboten, die ganze italienische Ecke zwischen dem Oberwallis (Simplon etc.) und Tessin für die Schweiz zu gewinnen, um damit die Pässe rings um die Tosafälle nach Wallis und Bedretto besser zu behaupten. Bekanntlich gehörten diese Thäler mit dem Hauptpunkte Domo d'Ossola einst eine kurze Zeit zur alten Eidgenossenschaft. Zwischen dem Langen- und Luganersee sollte wie jetzt die Tresa die natürliche Grenze bilden und das reizende Gebiet von Mendrisio bestmöglich durch Befestigung gesichert werden. An der Ostgrenze gegen Tyrol und Vorarlberg, durch die rhätischen Alpen und den Rhein gebildet, wünschte das Memorial nur unbedeutende Aenderungen, dagegen betrachtete dasselbe im Norden die Stadt Konstanz als ein durch die Natur selbst der Schweiz zufallendes Erbstück, und arrondirte zwischen den getrennten Gebietstheilen Schaffhausens noch so viel, als zur Behauptung der Grenze strategisch nothwendig schien.

Nach dieser Zeichnung hätte nun allerdings die Schweiz ein abgerundeteres Ganze dargestellt, als es jetzt der Fall ist — bekanntlich hat aber der Kongress das Finsler'sche Programm nur theilweise berücksichtigt, immerhin in soweit, als er Neuenburg, Genf und Wallis der Schweiz einverleibte. Gewiss ist es aber sehr fraglich, ob die weiter verlangten Gebietstheile (Savoyen, Domo d'Ossola, Veltlin) in die seit Jahrhunderten entwickelten historischen Familienverhältnisse der alten Eidgenossenschaft gepasst hätten.

Wir können nicht umhin, an dieser Stelle wenigstens den Theil des Finsler'schen Memorials, der sich auf die schweizerische Westgrenze bezieht, wortgetreu zu reproduzieren.

Derselbe lautet folgendermassen:

„Ehe verschiedene wichtige Bestandtheile des schweizerischen Bundesvereins von demselben losgerissen wurden, war das Jura-gebirge in seiner Richtung von Südwest nach Nordost, von der Dôle bis an den Gestler und von da an denjenigen Ast des Jura, welcher in gleicher Richtung die bischöflich baselschen Lande durchstreicht, die natürliche und militärische Grenze des Schweizerlandes. Mit wenigen einzelnen Ausnahmen bezeichnet die Scheidungslinie der Gewässer der Aar und des Doubs, oder des Wassergebietes des Rheins und der Saône, zugleich auch die Gränze des alten Frankreichs und der alten Schweiz. Innerhalb dieser Scheidungslinie liegen alle unter dem Panner von Biel gestandenen Thäler, das ganze Fürstenthum Neuenburg und das Waadtland. Durch die Entfremdung des Fürstenthums Neuenburg und durch die gewaltsame Vereinigung der Stadt Biel und ihres Panners ward die alte, starke und wohlgeschlossene Grenze in ihrem Mittelpunkte durchbrochen, und das französische Gebiet bis an das Herz der Schweiz hineingetrieben.

Das erste und dringendste Bedürfniss der Eidgenossenschaft für ihre künftige Sicherheit und Beruhigung war also die Wiedererwerbung dieser wichtigen Thäler und Engpässe und der geschlossenen Grenze, die sie ehemals auf dieser Seite besass. Wenn aber künftighin die Schweiz, als selbstständiger Staat, ihre Freiheit und Neutralität gegen spätere Eroberungsversuche nachdrücklich soll vertheidigen können, so ist es zweitens eben so dringendes Bedürfniss, dass diese geschlossene Grenze längs der ganzen Berührungslinie zwischen Frankreich und der Schweiz vervollständigt und verstärkt werde, dass der Jura von dem Rhodan an bis an den Rhein ein völlig schweizerisches Gebirge werde und dessen Pässe in den Händen der Eidgenossen seien. Dazu bedarf es nur weniger Konzessionen von französischer Seite, welche um so eher zu erhalten sein sollten, weil die defensive Kraft, mit welcher die Schweiz nach den wohlthätigen Absichten der hohen alliirten Mächte in das Staatensystem von Europa hineintreten soll, dem wahren Vortheil der französischen Krone nicht entgegen ist. Nachdem bereits das ganze ehemalige Fürstenthum Pruntrut der Schweiz zugesichert ist, so bedarf sie in militärischer Beziehung von Basel an bis an die südliche Grenze des Fürstenthums Neuenburg gar keinen Zuwachs. Es liegen im Gegentheil verschiedene Ortschaften des Fürstenthums Pruntrut jenseits

der natürlichen Grenze und ganz über die äussersten Aeste des Jura hinaus gegen Mömpelgard hin, welche wohl in statistischer und kameralistischer Hinsicht von vorzüglichem Werth sein mögen, allein für das Vertheidigungssystem der Schweiz ganz entbehrlich sind.

Eben so entbehrlich ist die vormals eidgenössische Stadt Mühlhausen, deren abgesonderte Lage von jeher eine wechselseitige Unterstützung bei gemeinschaftlichen Gefahren ungemein erschwert hat. Hingegen von der südlichen Grenze des Fürstenthums Neuenburg an bis zum Rhodan bedarf die Schweizergrenze einer wesentlichen Berichtigung. Wenn zuvörderst angenommen werden darf, dass die Stadt Genf nicht nur mit ihrem ehevorigen zerstreuten und von der Schweiz getrennten, sondern auch mit einem zusammenhängenden Gebiet in den Schweizerbund treten soll, so kann die Verbindung dieses Gebietes unter sich selbst und mit der Schweiz nicht anders erreicht werden, als durch die Einverleibung des Ländchen Gex. Die Natur selbst hat diese kleine Landschaft zu einem Bestandtheil der Schweiz geschaffen; ihre Lage und die vielfältigen Verbindungen ihrer Einwohner mit der Stadt Genf, mit den angrenzenden Gemeinden des Waadtlandes, rufen sie mit lauter Stimme zur Vereinigung herbei; und wenn Genf gehörig geschützt und gesichert bleiben soll, so ist der Besitz dieses Ländchens unentbehrlich. Es ist durch die Hauptkette des Juragebirges von dem übrigen Frankreich gänzlich getrennt, hat schon vom Jahre 1536 bis 1567 dem Kanton Bern und von 1591 bis 1601 der Stadt Genf angehört und ist erst im letztbenannten Jahre ohne eine förmliche Abtretung als ein Eigenthum der Krone Frankreichs erklärt und in Besitz genommen worden. Es wird also nicht als eine ganz neue Erwerbung, sondern als ein älterer, zufällig verlornen Bestandtheil der Schweiz in Anspruch genommen.

An der nördlichen Spitze dieser kleinen Landschaft findet sich ferner ein, obschon unbewohnter, doch sehr wichtiger Strich Landes an dem Rücken der Dôle, der bis im Jahre 1804 ein unbestrittener Bestandtheil des Waadtlandes gewesen ist, den aber die französische Regierung durch einen in diesem Jahr mit dem Kanton Waadt unter gebieterischen Verhältnissen abgeschlossenen Vertrag an sich gezogen hat, und den gewiss weder dieser Kanton noch die gesammte Eidgenossenschaft je freiwillig abgetreten hätte. Unmittelbar an diesen Landstrich

stosst ein kleines Thal, welches seine Gewässer in den Lac de Joux und durch diesen in die Zihl und die Aar abgibt und also unstreitig noch in dem Wassergebiet der Aar und innerhalb der natürlichen Grenze zwischen der Schweiz und Frankreich liegt. Es enthält die drei Gemeinden Bois d'Amont, Les Rousses und Les Cressonnières und kann für Frankreich gar keinen Werth haben.

Unter diesen Voraussetzungen wäre die natürliche Grenze auf eine Weise geschlossen, welche die eigentliche Ausmarkung an Ort und Stelle sehr erleichterte, weil die scharfen Kanten der Gebirge und die Scheidung der Gewässer sie an den meisten Stellen von selbst angeben würden; allein diese natürliche Grenze hat noch einen schwachen militärischen Punkt zwischen dem südlichen Ende des Fürstenthums Neuenburg und dem Risoux, zu dessen Verstärkung und Sicherung der Besitz des Fort de Joux und der zwei Thäler, welche bei diesem Fort zusammenstossen, höchst wünschenswerth wäre. Diese Thäler liegen zwar auf dem jenseitigen Abhang des Jura und geben ihre Wasser in den Doubs; allein sie sind in enger Verbindung mit den schweizerischen hohen Jurathälern, sie bilden einen einspringenden Winkel zwischen dem Fürstenthum Neuenburg und dem Kanton Waadt, unterbrechen die Vertheidigungslinie und öffnen dem Besitzer die beiden grossen Militärstrassen von Pontarlier durch das Thal Travers auf Neuenburg und über Jougne und Balaignes auf Yverdon. Beide Strassen wären ganz geschlossen und der Schweiz gesichert, wenn ihr das Fort de Joux und die Gemeinden Les Verrières, La Cluse, Les Fourgs, Les Hôpitaux und Jougne abgetreten würden.

Man darf sich indessen nicht verbergen, dass auch für Frankreich der Besitz dieser Thäler wichtig ist, und dass diese Forderung mehr Widerstand finden dürfte, als alle andern zusammengenommen; allein wenn die Schweiz in Betrachtung zieht, dass zur Zeit der burgundischen Kriege und früher die gefährlichsten Einfälle gerade von Pontarlier her unternommen worden, dass die Nähe des grossen und wohlversehenen Waffenplatzes Besançon in der Folge ähnliche Einfälle ungemein erleichtern würde, und dass in den neuern Zeiten, ehe noch Frankreich sich in den Besitz von Biel gesetzt hatte, die Eingänge von Pontarlier her durch die Verfasser geheimer militärischer Denkschriften der französischen Regierung als der schwächste

Punkt der Schweiz geschildert worden sind, — so darf diese letztere mit desto mehrerm Nachdruck eine Forderung wagen, die ihrer Sicherheit so angemessen ist. Sollte dieses Begehren nicht anders als auf dem Wege der Entschädigung befriedigt werden können und Mühlhausen nicht als eine zureichende Entschädigung angenommen werden wollen, so dürfte die Schweiz in militärischer Beziehung ganz unbedenklich noch ein Stück des Elsgaues (des früher erwähnten vorgeschobenen Theils des Fürstenthums Pruntrut) als Gegenersatz anbieten. Es darf hier nicht die Rede von dem staatswirthschaftlichen Werth dieser Tauschgegenstände sein; denn aus diesem Gesichtspunkte würde die Schweiz unstreitig zu kurz kommen, indem sie im Elsgau ein sehr fruchtbares und ergiebiges Kornland aufopfern und dagegen in den hohen Bergthälern des Jura ein unfruchtbares Land und meist arme Einwohner an sich bringen würde; allein hier ist die Rede von der politischen und militärischen Wichtigkeit der Grenzländer, und in dieser Beziehung dürfte die Schweiz keinen Augenblick unschlüssig bleiben, wenn ihr ein solcher Tausch als unerlässliche Bedingung auferlegt würde. Sie erhielte dann von den Engpässen von Pruntrut an (gorges du Porentrui) bis zu den Klüften unterhalb der Klus (Fort de l'Écluse), durch welche sich der Rhodan hindurch windet, eine zusammenhangende, festgeschlossene, der stärksten Vertheidigung fähige Grenze, die sich in ununterbrochener, beinahe gerader Richtung von Südwest nach Nordost dem Jura nach fortziehen und beide Länder scharf von einander sondern würde. —

An Bevölkerung würde die Schweiz erwerben:

Mit dem Ländchen Gex	ungefähr 12,000 Seelen,
„ „ Thal Les Rousses	„ 900 „
„ „ Fort de Joux und den 5 Gemeinden	„ <u>3,000</u> „
	Zusammen 15,900 Seelen.

Diese würden der Zahl nach durch die gegenwärtige Bevölkerung der Stadt Mühlhausen und ihres Gebietes schon grösstentheils aufgewogen, und ihr Gesamtvermögen würde wahrscheinlich von dem Reichthum jener gewerbfleissigen Stadt bedeutend überwogen. Dagegen würde der Flächeninhalt jener drei Landstriche alles, was die Schweiz in die andere Wagschale legen könnte, weit übertreffen; wobei aber in Betracht zu ziehen ist, dass, mit Aus-



nahme der südlichen Hälfte der Landschaft Gex, alles übrige aus Erdreich von äusserst geringem Werth und Ertrag besteht.

Wird diese Militärgrenze angenommen, so befinden sich die bisher abgetrennten Theile der löblichen Kantone Solothurn und Basel bereits ganz in dieselbe eingeschlossen und mit dem Schweizergebiet völlig verbunden. Die leichteste Art, wie sie dann aber ferner mit dem Kantonsgebiet, dem sie angehören, in Zusammenhang gebracht werden können, liegt ausser den Schranken des Auftrags der Hohen Tagsatzung.“

Wir haben oben gesehen, dass Fischer u. A. Basel als ganz unhaltbaren Platz bezeichnete. Wenn nun diess schon für die dazumalige Lage als durchaus richtig angesehen werden muss, so wirft sich von selbst die Frage auf, ob diess auch unter den gegenwärtigen Verhältnissen nach den grossen Umwälzungen der Jahre 1870 und 1871 noch zutrefte. Um nun aber die gehörige Antwort darauf geben zu können, ist es absolut geboten, näher auf die durch den letzten deutsch-französischen Krieg geschaffenen Grenzverhältnisse zwischen Deutschland und Frankreich einzugehen. Hiebei ist vor Allem in's Auge zu fassen, dass eben ein Hauptresultat desselben, sowohl in militärischer als auch in politischer Beziehung, darin besteht, dass die eigentliche deutsch-französische Grenze, nunmehr nur 35 Meilen lang, durch Metz, Strassburg und das unwegsame Vogesen-gebirge zwischen beiden, in letzter Zeit von den Deutschen durch Anlage neuer detachirter Forts und Panzerdrehthürme gegen früher noch gewaltig verstärkten Festungen zu einer fortifikatorisch sehr starken geworden ist. Die einzige zu einer Offensive geeignete Oeffnung, welche sich hier einer französischen Offensive bietet, ist die sog. „trouée de Belfort“, derselbe Weg, welchen einst die französische Ostarmee unter Bourbaki genommen hätte, wenn Werder's kleines Heer ihm nicht den Weg zu versperren vermochte. Es ist naheliegend, dass auch die schweizerischen militärischen Interessen dadurch berührt werden, dass bis jetzt von deutscher Seite für die Schliessung dieses Ausfallthores noch nichts gethan worden ist. Es verlautet, dass an massgebender Stelle die Ansichten, ob Breisach zu verstärken, ob Mühlhausen als Festung ersten Ranges zu befestigen, ob endlich auf dem rechten Rheinufer, etwa in Freiburg, ein Centralwaffenplatz zu errichten sei, noch divergiren sollen. Dass

hier noch eine Lücke im deutschen Festungssystem besteht und überhaupt auszufüllen ist, gilt als selbstverständlich. In zweiter Linie stellen sich einer französischen Offensive, wenn gegen Süddeutschland gerichtet, das starke Ulm, gegen Norddeutschland Mainz und Koblenz entgegen, für deren fortifikatorische Verstärkung fortwährend noch ganz Bedeutendes geleistet wird.

Wenn die eigentliche deutsch-französische Grenze somit als eine sehr starke, ja auf der Hauptstrasse geradezu undurchdringliche bezeichnet werden muss, so gilt dies ungleich weniger von der indirekten Grenze gegen Holland und Belgien. Die militärische Politik gerade des letztern Staates, welcher die ganze Vertheidigungskraft des Landes in Antwerpen concentrirt und die übrigen Festungen niedergelegt hat, legt den Weg von Lille (das nach dem Plan der französischen Regierung ein grossartiges verschanztes, von zehn neuen detachirten Forts geschütztes Lager erhalten soll) und Valenciennes gegen Deutschland völlig frei. (Näheres über die militärische Stellung und Bedeutung Belgiens überhaupt s. im Aufsatz der Streffleur'schen Oestreichischen militärischen Zeitschrift (Jahrgang 1875) „Die Neutralität der Schweiz und Belgiens in einem französisch-deutschen Kriege“ (Bd. I, p. 159–185). Hier wird zunächst der grosse Centralpunkt Köln bedroht, in welcher Voraussicht denn auch für dessen Neubefestigung vom deutschen Reichstage eine Summe von nicht weniger als 9,151,000 Thaler dekretirt worden ist. Es sollen nämlich 3 grössere und 9 kleinere Forts, 7 grössere und 7 kleinere Zwischenbatterien neu erbaut werden, während die bestandenen Forts als solche fast sämmtlich eingehen und mit in den Bereich der Stadt selbst gezogen werden. Alle diese neuen Forts werden so weit vorgeschoben, dass sie die Metropole des Rheinlandes vor einem Bombardement völlig sicher stellen. —

Wir Schweizer unserseits dürfen und sollen uns nicht verhehlen, dass bei einem künftigen Revanchekriege zwischen Deutschland und Frankreich, mit welch' letzterer Macht auch die römische Curie sammt dem Heerbann des Ultramontanismus alliirt sein wird, die schweizerische Neutralität nicht minder bedroht erscheint als die belgische. Zur völligen Ueberzeugung von der Begründetheit dieser Behauptung kann es nur erspriesslich sein, wenn wir uns die politische und militärische Lage der Schweiz im Jahre 1815 gegenüber

der napoleonischen Herrschaft, bez. Usurpation wieder lebhaft vergegenwärtigen. Wir werden sie nur in kurzen Zügen zu zeichnen versuchen, indem wir im Uebrigen auf die detaillirten Ausführungen in Heft X des glarnerischen historischen „Jahrbuchs“, (s. oben) zu verweisen uns erlauben. Die naheliegenden Vergleichen mit der vielfach ähnlichen Lage von 1813 ergeben sich dabei von selbst, ohne dass wir ausdrücklich darauf hinzudeuten brauchen.

Die Lage der Schweiz war damals eine sehr gefährdete. Wie sie gleich nach den ersten Niederlagen Napoleons im Jahre 1813 (Völkerschlacht bei Leipzig am 18. Oktober) die wesentlich unter seinem Einfluss zu Stande gekommene Mediationsverfassung umgestürzt hatte, so wurden jetzt von der schweizerischen Tagsatzung auf eine Motion Fischer's, unmittelbar nach dem Eintreffen der gleich einem Donner Schlag wirkenden Nachricht, dass der gestürzte Cäsar die Insel Elba verlassen und nach seiner Landung an der französischen Küste unaufhaltsam gegen Paris vordringe, in einer Proklamation an das schweizerische Volk (am 24. März 1815) feierlich die Rechte der Bourbonen anerkannt und der Kaiser als ein Usurpator erklärt. In der Sitzung vom 13. März hatte auch der Kongress in Wien, durch die Meldung von der Landung Bonaparte's mächtig aus seiner Zerrissenheit und Kraftlosigkeit aufgerüttelt, den „Rubestörer“ in die Acht erklärt und allen Ländern, die von ihm angegriffen werden möchten, den Beistand derjenigen Regierungen zugesichert, welche den Frieden von Paris gewährleistet hatten. Die daselbst vertretenen Mächte gelobten sich gegenseitig, vor Allem nicht einseitig Frieden zu schliessen, und Oesterreich, Russland, England und Preussen verpflichteten sich zudem zur Stellung von je 150,000 Mann ohne die Festungsbesatzungen. In ihrem Kriegsrathe hatte in Folge der Befürchtung, dass die Schweiz bei ihrer innern Zerrüttung zu jeder kräftigen Anstrengung unvermögend sein werde, die Ansicht sich Bahn gebrochen, dass das militärische Interesse es unbedingt erfordere, gleich bei den ersten Bewegungen der kombinierten Armeen zur Besetzung der Schweiz zu schreiten. Wie nun aber Näheres über den zu jedem Opfer bereiten patriotischen Aufschwung der schweizerischen Bevölkerung und die Tragweite der militärischen Massnahmen der Tagsatzung bekannt wurde, beschlossen die Mächte, die Schweiz in ihren rühmlichen Anstrengungen nicht zu stören, sondern die Art

ihrer Mitwirkung erst später in der für sie am wenigsten besorglichen Weise mit ihr zu verabreden. Es war auch wirklich für dieselbe ein Gebot der Selbsterhaltung, nunmehr ihrerseits ebenfalls nicht unthätig zu bleiben, während ganz Europa gewaltig rüstete, um den Friedensstörer zu bekriegen. Von einer eigentlichen Neutralitätserklärung konnte jedoch diesmal nicht wohl die Rede sein; es handelte sich vielmehr um Mitwirkung am allgemeinen Kreuzzuge, vorläufig aber um Schutz der Grenzen, und zwar einseitig gegen Frankreich, da nach der Erklärung der verbündeten Mächte nur von dorther Feindseligkeiten zu gewärtigen waren. Jetzt begannen die etwas zweckmässigen Grundzüge einer Militärorganisation, welche unter eifriger Mitwirkung Berns in den neuen Bundesvertrag aufgenommen worden, bereits erfreuliche Früchte zu tragen. Die Schweiz vermochte diesmal ein Heer von früher nie dagewesener Stärke aufzustellen. Den 31. Mai waren es 30,576 Mann, den 4. Juli 40,669 Mann. (Ueber die Heereseintheilung und Stellung der eidg. Truppen im Mai und Juni vgl. „Jahrbuch“ Heft X, pag. 32 ff. und p. 40; sowie Wieland: „Schweiz. Kriegsgeschichte“ Bd. II, pag. 345 ff.) Allerdings fehlte noch Vieles an der Ausrüstung und Abrichtung der Truppen; dafür zeigte sich ein trefflicher Geist; die innern Zwistigkeiten waren für den Augenblick vergessen und Alles war einig zur Vertheidigung des in der That in grosser Gefahr schwebenden Vaterlandes; selbst die für Napoleon so eingenommene waadtländische Regierung blieb hinter den andern nicht zurück. „Wir sind“, schreibt Fischer, „Zeugen einer schönen Bewegung.“ Diese glückliche Stimmung wurde noch mehr gehoben durch die grosse Befriedigung, mit der man das wackere Verhalten der Schweizertruppen in Frankreich vernahm. (Vgl. „Jahrbuch“ Heft X, pag. 53.)

Gegenüber der schweizerischen Gesandtschaft, deren erstes Mitglied Reinhard von Zürich war, sprachen sich der Kaiser von Russland und Metternich dahin aus, dass der gegenwärtige Krieg eigentlich nicht gegen Frankreich, sondern ausschliesslich gegen die Person Napoleons gerichtet sei, wider den sich zu vereinigen im Interesse aller civilisirten Völker liege. Man beabsichtige nun, der Observationsarmee in Italien unter Frimont noch eine zweite in Piemont zur Seite zu stellen, welche beide, sowie eine grosse Armee am Oberrhein, unter das Oberkommando des Fürsten Schwarzenberg

gestellt würden. Blücher werde am Niederrheine, Wellington in den Niederlanden den Oberbefehl führen. Bezüglich näherer Auskunft an Schwarzenberg gewiesen, sicherte dieser zwar, die Besorgnisse der Schweiz vollkommen würdigend, möglichste Beachtung der Neutralität zu, machte aber darauf aufmerksam, dass bei der gefährlichen Lage der Stadt Basel wegen der Nähe der Festung Hüningen die dortige Rheinbrücke kaum ausser den Bereich der Kriegsoperationen fallen dürfte. Das Schicksal der Schweiz werde indess nach seinem Dafürhalten vorzugsweise von Napoleons Angriffsplan abhängen. Bei der grossen und über alles Erwarten erfolgreichen Schnelligkeit, mit der die Umwälzung in Frankreich sich vollzogen, war es wirklich keine unbegründete Besorgniss, die Schweiz möchte überfallen werden, bevor die erst in's Feld rückenden Streitkräfte der Verbündeten zur Unterstützung bereit sein könnten. Auch stand unter obwaltenden Umständen die Gefahr, mit der eine solche Operation verbunden war, in keinem Verhältniss zu den Vortheilen, die Napoleon im Fall des Gelingens daraus zu ziehen hoffen durfte.

Auf einer Grenze von circa 60 Stunden fast unmittelbar bedroht, hatte die Schweiz nicht bloss Einfälle seitens der zu Raub und Plünderung geneigten französischen Freischaaren, sondern auch eigentliche militärische Angriffe zu befürchten. Das Letztere war vor Allem auf zwei Punkten der Fall. Gegen Genf konnte Grouchy, der bei Lyon aus Nationalgarden und einigen Linientruppen ein Korps, das schliesslich gegen 10,000 Mann stark sein mochte, zu bilden beschäftigt war, mit Beihülfe der in Savoyen unter General Desaix sich sammelnden Schaaren einen Vorstoss versuchen, und von Belfort aus Lecourbe, der, wenigstens solange die österreichischen Armeen nicht nachgerückt waren, erforderlichen Falls auch von dem im Elsass aufgestellten Observationskorps unter General Rapp unterstützt zu werden im Falle war, gegen Basel hinunter oder direkt über Neuenburg und Biel den Angriff einleiten, was ihm noch wesentlich dadurch erleichtert wurde, dass eben die Festungen Belfort, Besançon und Hüningen nicht nur sichere Waffenplätze darboten, sondern auch im Falle des Misslingens der bezüglichen Operationen seinen Truppen die vorzüglichsten Rückhaltspunkte gewährten. Wir können nicht umhin, an dieser Stelle auf die nähern Ausführungen

zu verweisen, wie sie in dem schon mehrfach von uns citirten, ganz vortrefflichen Werke des Obersten Johann Wieland enthalten sind. Es ist dies seine „Kriegsgeschichte der Schweiz. Eidgenossenschaft bis zum Wiener Congress.“ Dritte Auflage. 1872. — Es war mit Gewissheit anzunehmen, dass Napoleon, der, nachdem er die Ueberzeugung gewonnen, die Allirten nicht mit Unterhandlungen hinhalten zu können, bekanntlich seine Hauptmacht in den Niederlanden gesammelt, bei günstigem Erfolge gegenüber Blücher und Wellington auch die Schweiz nachdrücklich werde angreifen lassen, um die Heere von Frimont und Schwarzenberg, die erst in Frankreich selbst, hinter den Vogesen, sich die Hand bieten konnten, in ihren Bewegungen zu hemmen und ihren Operationsplan zu durchkreuzen.

Nachdem die eidgenössischen Truppen anfänglich vom Oberstquartiermeister Finsler provisorisch befehligt worden, schritt die Tagsatzung am 20. März zur Wahl eines Generals. Fischer hatte den Einfall, den Prinzen Wilhelm von Preussen vorzuschlagen, indem er glaubte, ein Fremder würde von den Befehlen der Tagsatzung weniger beirrt werden. Vermuthlich schwebte ihm das Beispiel der alten italienischen Freistaaten vor, die nicht selten absichtlich Ausländer zu ihren Heerführern wählten. Dass dieser Vorschlag indess kein Scherz war, beweist der unten mitgetheilte Brief Fischer's an Wattenwyl vom 21. Juli, wo er bedauert, dass derselbe keinen Anklang gefunden. Die Wahl fiel mit 12 Stimmen gegen 5, welche Landammann Aloys v. Reding von Schwyz erhielt, auf den 75jährigen Bachmann, der schon im Jahre 1802 der Oberbefehlshaber der gegen die Helvetik aufgestandenen Eidgenossen gewesen war. (Vgl. „Jahrbuch“ Heft X pag. 17 ff.) Fischer schreibt hierüber unter'm 30. März von Zürich aus seinem Vater Folgendes: „Le général Bachmann sera assermenté aujourd'hui et partira demain. Il me paraît qu'à Berne on n'est pas en général pleinement satisfait de cette nomination. Quant à moi j'avais déjà lors de l'élection proposé le Prince Guillaume de Prusse, mais il était impossible de faire nommer un étranger. Je pense que le général Bachmann est le mieux pour l'intérieur; il est Suisse, connu et payé d'extérieur. Si l'on fait la guerre, on ne sera pas isolé et alors notre corps d'armée sera sous une direction supérieure, et pour l'exécution de rigoureux sous-ordres pourront suffire. Il me paraît donc que

le choix est bon.“ Bachmann, der erst von Paris herbeschieden werden musste, übernahm am 3. April in Bern den Oberbefehl. Er wählte selbst seinen Generalstab, der dann nachträglich von der Tagsatzung bestätigt und ergänzt wurde. Graf von Castella von Freiburg wurde „Generalmajor“ und Zweit-Commandirender, Hauser und Freudenreich Flügeladjutanten. Fischer, dem seine Regierung die Entlassung als Legationsrath nur mit unverhohlenem Widerstreben ertheilte, wurde zum Stabsadjutanten mit Oberstlieutenantsrang ernannt nebst Ott, de Martines, Frossard und Bumann. (Näheres indess über die ganze Organisation des Generalstabes, namentlich auch bezüglich der Thätigkeit Finsler's und Heer's von Glarus, welch' Letzterer, wie schon 1813, die Stelle eines Oberstkriegskommissärs bekleidete, s. „Jahrbuch“ Heft X pag. 39 ff. und pag. 79).

Bachmann erkannte gleich bei seiner Ankunft in der Schweiz die Unzulänglichkeit des sog. „Cordonsystems“ und sprach sich seiner Oberbehörde gegenüber folgendermassen darüber aus (in zwei Schreiben vom 27. April und 6. Mai): „Nach sorgfältiger Prüfung unserer Stellung und der uns zu Gebot stehenden Hilfsmittel habe ich mich immer mehr überzeugt, dass man sich durchaus keinen Erfolg im Fall eines auf uns gerichteten ernstlichen Angriffs versprechen kann, wenn man trachtet, alle Pässe auf der langen Strecke von Genf bis Basel zu vertheidigen. So wichtig, so schön einzelne Stellungen an sich sind, so dienen sie vereinzelt zu nichts, weil sie können umgangen werden, und um sie in vollem Zusammenhange zu vertheidigen, würde eine Masse von Mannschaft erfordert, mit der unsere Mittel in keinem Verhältniss stehen. Ein Versuch dies zu bezwecken, würde unsere kleine Armee so vertheilen, dass ein unverhältnissmässig geringes feindliches Corps mit Gewissheit des Erfolges die schwache Linie durchbrechen, die Flügel aufrollen und Verderben über das ganze Land bringen könnte. Wir müssen also das Mittel ergreifen, unsere Grenzen zu verlassen, blosse Avertissementsposten aufzustellen und unsere Macht so im Innern zu disponiren, dass ein Feind schon eine grosse Masse vereinigen muss, um eindringen zu dürfen, und derselbe auf jeden Fall beim Debouchiren aus den Defilé's mit Erfolg angegriffen werden könnte.“

„Ich gedenke also unsere Armeen in drei Hauptkorps aufzustellen, wovon das stärkste in der Gegend von Aarberg, ein zweites in jener von Yverdon und ein drittes in jener von Liestal concentrirt werden dürfte. — Ich fühle aber auch die Schwierigkeiten und Inconvenienzen dieses Plans; die Grenzen werden einzelnen Streifereien und Insulten ausgesetzt, vor welchen die ausgestellten Avertissementsposten sie nicht hinreichend zu schützen vermögen. Dadurch wird unter den Einwohnern Schrecken und Unzufriedenheit verbreitet und einzelne Regierungen werden vielleicht über Verlassung klagen; allein man muss auf das Grosse sehen“ u. s. f. —

„Das Cordonsystem ist als höchst gefährlich anerkannt und deshalb darauf Versicht geleistet; allein ich verhehle es nicht, die Verlassung der Pässe, die Blossstellung mancher Städte und Bezirke ist auch höchst gefährlich. Unser Land ist klein, die Operationslinie wird sehr nachtheilig gedrängt und es hält immer schwer, einen Feind wieder zu verjagen, der Fuss gefasst hat. Die Plünderung, Verheerung oder auch nur blossе Requisitionen und Contributionen fallen schwerer auf das Land in Zeit von wenigen Tagen als monatelange Unterhaltung von Nationaltruppen, deren Aufstellung in vielen andern Beziehungen grosse Vortheile gewähren würde; jeder Fuss breit Landes, der vom Feinde besetzt wird, ist eine wirkliche Schwächung unserer Kräfte.“

„Unsere wahre militärische Stellung erfordert eben ganz bestimmt:

1) Militärische Beobachtung aller Grenzpositionen, deren Ueberumplung einen Angriff auf das Herz des Landes möglich macht, wie z. B. die Erfahrung von 1798 es nur zu deutlich bewiesen;

2) die Aufstellung eines eigentlichen Armeekorps im Innern, welches jedem Feind, der irgend eine Position angreifen würde, sich entgegenwerfen könnte. Allein dazu bedarf es nach der mässigsten Berechnung nahe an 60,000 Mann und 130 Kanonen: Nämlich für das Waadtland (Genf als fester Platz nicht inbegriffen) 10,000 Mann, für Neuenburg 12,000 Mann, für Bisthum und Kanton Basel 12,000 Mann und wenigstens 20,000 Mann en réserve auf der Aarlinie; dann die Bewachung von Genf, Wallis und Tessin.“

Auch Fischer, der Bachmann bei seiner Bereisung der Grenze begleitet hatte, theilte hierin ganz die Ansichten seines Generals und



sprach sich, wie schon 1813 (s. oben), mit Entschiedenheit gegen das Cordonsystem aus. Daher wurde denn auch die Hauptmacht in der Gegend von Solothurn und Aarberg aufgestellt. Wie verwerflich indessen das Cordonsystem strategisch sein mochte, so unterlag hinwieder das entgegengesetzte Verfahren grossen politischen Schwierigkeiten. Genf und Basel konnten nicht entblösst bleiben und zudem schien es eben bedenklich, die wichtigen Jurapässe unbesetzt zu lassen. Daher hatte sich der General sehr bald genöthigt gesehen, Verstärkungen zu verlangen. In einem (von Murten aus) vom 10. Mai datirten Briefe an seinen Vater gelangt Fischer in Bezug hierauf zu folgender Schlussfolgerung: „Mais il s'agissait de choisir entre deux maux; la diète a aussi approuvé le système des masses; cependant toute la situation lui a été exposée et on lui a demandé en dernier résultat de monter l'armée à 60,000 h. pour pouvoir suffisamment observer les passages et former une réserve pour soutenir les corps d'observation.“

Den 20. April von seiner Rundreise nach Bern zurückgekehrt, verlegte Bachmann am 1. Mai sein Hauptquartier nach Murten, wohin jedoch sowohl der Oberstquartiermeister Finsler als auch der Oberstkriegscommissär Heer und der Oberst-Artillerieinspektor von Luternau ihm zu folgen sich beharrlich weigerten, was dem Dienste nicht eben förderlich sein konnte. Ueberhaupt waltete im Ober-Commando von Anfang an ein so schlechtes Einvernehmen, dass Fischer schon damals und neuerdings um den 21. Mai und Anfangs Juli dem General dringend anrieth seine Entlassung zu nehmen; er war überzeugt, dass demselben absichtlich, namentlich von Finsler, Schwierigkeiten bereitet würden und man nicht nachlassen werde, bis man ihn bloss gestellt hätte. Hauser, Bachmann's Schwiegersohn, Finsler, Castella, der österreichische Bevollmächtigte General v. Steigentesch lebten alle mit einander auf gespanntem Fusse. Die Hauptschuld an diesen Reibungen darf füglich Finsler's Charakter beigemessen werden, während über dessen ausgezeichnete Fähigkeiten und Leistungen nur Eine Stimme war und sein konnte. Fischer hatte dem General Castella auch nicht eben grosses Vertrauen entgegengebracht und dessen Ankunft mit dem zweifelnden Wunsche begrüsst: „Wenn er nur recht schweizerischen Sinnes ist!“ Am Schlusse des Feldzuges schreibt er aber: „Ich bin mit Castella bis

zuletzt gut gestanden, und welches auch im Grunde seine Plane gewesen sein mögen, so muss ich doch seinen Leistungen gerecht werden.“

Für Fischer brachte der Aufenthalt in Murten die Annehmlichkeit mit sich, dass er bei seinem verehrten frühern Vorgesetzten von Herrenschwand auf dessen Einladung Wohnung nehmen konnte. Dem einen der zwei Bureaux der Adjutantur stand Freudenreich, dem andern Fischer vor, dessen besondere Aufgabe die Correspondenz mit den fremden Heerführern und den beiden Militärbevollmächtigten der Verbündeten war. Er wurde aber bald überhaupt der Liebling des Generals. Hatte Fischer schon bisher in jeder Dienstes-Stellung sich die bleibende Zuneigung seiner unmittelbaren Vorgesetzten in hohem Grade zu erwerben gewusst, die er dann seinerseits ebenso von Herzen erwiderte, so wurde das Verhältniss vollends rührend bei dem alten Bachmann. „Mon ami par excellence“ redet ihn dieser in einem Briefe an, „mon fils de coeur“ an einer andern Stelle.

Allein auch diessmal, wie 1813, hatte Fischer mit seinem Commandirenden mehr Dornen als Rosen zu theilen. Die Stellung Bachmann's war eine sehr schwierige. Nicht bloss war der Verpflegungsdienst und das Geschützwesen erst neu zu organisiren und war die zweite Hälfte des Contingentes höchst mangelhaft ausgebildet, welchem Uebelstande der General durch fleissige Uebungen aller Art abzuhelfen suchte; auch die politische und strategische Lage war gefahrvoll. Zwischen der Armee Schwarzenberg's, die über Basel vorrücken sollte und derjenigen Frimont's, die von Italien her den Weg über den Simplon, Wallis und Chablais einschlug, blieb ein sechzig Stunden langer Grenzstrich durch die schweizerischen Truppen zu vertheidigen (s. oben); mehrfache Anzeichen deuteten auf die Absicht der französischen Befehlshaber, die Schweiz anzugreifen und, im Falle eines Obsiegens Napoleons in dem allgemeinen Kriege schien die Vernichtung der Schweiz gewiss. (Vgl. „Jahrbuch“ Heft X pag. 36 ff). — Zudem war dem eidgenössischen General seine Aufgabe noch nicht klar vorgezeichnet; während die verbündeten Mächte die thätige Mitwirkung der Schweiz verlangten und im Hauptquartier selbst durch zwei Militärbevollmächtigte, einen österreichischen und einen englischen (General v. Steigentesch und Oberst Leake) in diesem Sinne arbeiteten und über die Gestattung des Durchzuges ihrer Heere

erst unterhandelt wurde, war Bachmann durch die bestimmte Weisung der Tagsatzung, die Grenze nicht zu überschreiten, an jenen Vorkehren gehindert, die er als erfahrener Kriegsmann für geboten hielt; denn ihm erschien eine erfolgreiche Vertheidigung unmöglich ohne die Freiheit, erforderlichen Falls angriffsweise vorzugehen. (Vgl. die im „Jahrbuch“ Heft X pag. 23 ff. vollständig abgedruckte „Instruktion für den Obergeneral der eidg. Truppen vom 22. März 1815“ und pag. 48 ff. ebendasselbst).

Auch sonst war das Verhältniss zur Tagsatzung der Armeeleitung so wenig förderlich, dass Fischer in seinen Briefen sich lebhaft nach einem Dictator sehnte. Seinem Vater schreibt er hierüber Mitte Mai u. A. Folgendes: „La diète a toujours beaucoup de faiblesse et se ressent de la mauvaise disposition d'une partie considérable de ses ingrédients. Elle fait des siennes et chaque canton aussi; tout le monde demande tout au général, et personne ne veut ni le soutenir ni agir pour ou avec lui; je ne comprends pas trop comment l'on voudra faire marcher cette boutique, à moins d'établir un dictateur. — Nous sommes en guerre avec la diète qui se fiche de nous. Schmiel de son autorité a porté sa brigade de réserve sur la ligne du Rhin de Laufenbourg en bas, apparemment pour établir le principe de la neutralité, ouvrir les frontières de France et provoquer les alliés; si la diète ne fait pas justice, nous perdrons notre partie ici.“ (Ueber dieses stark gerügte, eigenmächtige Gebahren Schmiel's vgl. auch unsere Darstellung im „Jahrbuch“ Heft X pag. 46 und die einschlägige Notiz auf pag. 54 ebendasselbst). Die Stimmung im Kanton Waadt trug ebenfalls dazu bei, dem General seine Aufgabe zu erschweren. Der Brief eines sehr tapfern Offiziers an Fischer d. d. Aubonne 27. April schildert dieselbe als höchst gefährlich, und der Generalbericht klagt, dass keinem einzigen höhern Offizier, der in der Waadt gestanden, Reibungen mit den dortigen Behörden oder Einwohnern erspart geblieben seien.

Die Lage klärte sich einigermassen durch den Abschluss der „Convention vom 20. Mai“, in welcher die Schweiz in defensiver Weise dem politischen System der grossen Coalition beitrug. Sie findet sich vollständig abgedruckt in „Jahrbuch“ Heft X, p. 43 ff., und enthält u. A. in Artikel IV die Bestimmung, dass in dringenden Fällen, wo das gemeinschaftliche Interesse

einen augenblicklichen Durchmarsch der alliirten Truppen durch irgend einen Theil der Schweiz erfordern sollte, die Tagsatzung um Bewilligung dafür angesucht werden sollte. Diese Uebereinkunft nun, die nach Bachmann's Ansicht von Frankreich kaum anders als eine „Kriegserklärung“ aufgefasst werden konnte, fand begreiflicherweise je nach dem politischen Standpunkte eine sehr verschiedenartige Beurtheilung. Jedenfalls hatte die Schweiz damit „*va banque*“ gespielt und theilen wir in dieser Hinsicht ganz die Ansicht Henne-Am-Rhyn's. (Vgl. „Jahrbuch“ Heft X pag. 45). Es kann auch nicht in Abrede gestellt werden, dass die Bevölkerung im Allgemeinen die Neutralität gewünscht hätte und dass sie einer thätigen Betheiligung am Kriege abgeneigt war; die Erinnerung an den Durchzug der Heere war eben eine sehr nahe und die Besorgniss einer Wiederholung oder gar eines auf vaterländischem Boden geführten Krieges eine grosse. Das schweizerische Hauptquartier, wo sich während dieser Verhandlungen auch der spätere ruhmgekrönte Feldherr Radetzky, damals Generalstabschef bei Schwarzenberg, eingefunden hatte, ging am 22. Mai nach Bern zurück.

Bei dieser Gespanntheit der Lage, als eben in Folge der Unterhandlungen der Schweiz mit den Verbündeten auch das Verhalten der Franzosen immer feindseliger wurde, bereitete vor Allem die eigenthümliche Lage Basels Bachmann bei seinen Dispositionen mannigfache Verlegenheiten, zumal ohne speciellen Befehl der Tagsatzung die Grenze nicht überschritten werden durfte. Auch war ihm, im Gegensatz zu seinen hierüber obwaltenden Anschauungen und in Annäherung an das Cordonsystem, auf deren Anhalten anstatt Verminderung, vielmehr eine Verstärkung der dortigen Garnison ausdrücklich zur Pflicht gemacht worden. In Bezug auf diesen Punkt sprach er sich denn auch seiner Oberbehörde gegenüber unumwunden dahin aus, dass ihm Basel überhaupt als militärischer Punkt ganz unhaltbar scheine. Die daselbst aufgestellten Truppen seien im Falle leicht abgeschnitten zu werden; alles sei gegen sie und ihre Lage bei einem Angriff höchst misslich. Es verdient übrigens hervorgehoben zu werden, dass sonst im Grossen und Ganzen die Ansichten Bachmann's über die völlige Unzulänglichkeit des „Cordonsystems“ durchaus gebilligt wurden. Die

Ausschüsse der Tagsatzung, die politische und militärische Kommission pflichteten ihm hierin völlig bei. — Nach dem Durchmarsch der Oestreicher durch Basel am 26. Juni, der eben nach Art. IV der „Convention vom 20. Mai“ schweizerischerseits nicht beanstandet werden konnte, erfolgte unerwartet am 28. Abends die völkerrechtswidrige Bombardirung dieser Stadt (vgl. hierüber die Kritik bei Wieland: pag. 378 und „Jahrbuch“ Heft X, pag. 58 ff.), nachdem am Morgen des nämlichen Tages die pruntrutischen Dörfer Büre und Boucourt durch bewaffnete Freischaaren waren geplündert und verwüstet worden. Am 2. Juli kam es sodann beim Dorfe Damvant zu einem ernsthaften Gefecht zwischen französischen Freischaaren und den eidg. Vortruppen, welche Letztere jedoch unter Beihülfe von 30 österreichischen Husaren dieselben bis nach Blamont zurückwarfen. Bachmann ordnete daher eine Vorwärts-Concentration der Armee an und verkündigte ihr in einem Tagesbefehl vom 29. Juni, „er werde die Urheber des Unrechtes strafen.“ Diess nahm zwar die Tagsatzung genehmigend zur Kenntniss, erinnerte aber den General an seine Instruktion, sich rein defensiv zu verhalten. Erst auf seine Gegenvorstellungen und seine erneuerten Berichte über französische Uebergriffe ermächtigte sie ihn, „wenn die Beschützung bedrohter schweizerischer Gegenden oder die Sicherstellung seiner Communicationen es erfordere, jedoch immer unter sorgfältiger Beachtung des allgemeinen Grundsatzes der militärischen Vertheidigung der Schweiz, die eidgenössische Grenze zu überschreiten und in der Nähe derselben Stellung auf französischem Boden zu nehmen.“ Nun rückten am 8. Juli die drei Divisionen Gady, Füessli und d’Affry, zusammen an 25,000 Mann, über Val des Rousses, Pontarlier und die Doubslinie in Frankreich ein und Vorpostenkommandant Oberst Gatschet nahm das Bergschloss Blamont. Näheres indess über den ganzen Einmarsch s. bei Wieland: „Schweiz. Kriegsgeschichte“ Bd. II p. 380 ff. und über die bei Anlass der Grenzüberschreitung bei der Brigade Schmiel ausgebrochene Meuterei vgl. „Jahrbuch“ Heft X p. 63 ff. Es mag hier bezüglich dieser unliebsamen Affaire, bei welcher Finsler wieder eine eigenthümliche Rolle gespielt zu haben scheint, auch ein Brief des Schultheissen von Wattenwyl an Oberstlieutenant Fischer mitgetheilt werden, zumal dieser eben in seiner Stellung in

Bern in mancher Hinsicht unbefangener urtheilen konnte als die Offiziere des Hauptquartiers. Derselbe (vom 12. Juli datirt) lautet folgendermassen: „On lui écrit (au général) par l'exprès qui vous remettra ceci, et on lui déclare que le gouvernement indigné de la conduite de ces troupes (Brigade Schmiel) ne souffrira pas qu'elles cantonnent ni passent par le canton avant que justice ait eu lieu et que l'honneur national soit sauvé par une punition exemplaire des coupables. L'arrêté pris dans l'Aréopage est une infame faiblesse dont Finsler et les généraux devraient avoir honte; c'est encourager l'insurrection, mais ils ont tous peur et n'osent se montrer aux troupes. Finsler se donne des violons s'il dit avoir pris des mesures; on n'a pas entendu parler de lui; Heidegger a agi pour lui-même ainsi que Meyer. Je suis sûr que cet homme... (wir unterdrücken das für Finsler wenig schmeichelhafte Epitheton) a écrit à Zurich dans un sens qui a fait croire à la commission qu'on avait voulu le mettre de côté.

Aussitôt que le refus de passer les frontières a eu lieu, le fils de Herzog partit en courier pour prévenir son père et son gouvernement de ce qui se passait. Celui-ci a député Herzog et Rengger auprès du général. Deux autres députés de la diète vont aussi vous arriver pour s'expliquer avec le général...

En quoi Heer a commis une faute impardonnable, c'est de ne pas avoir cherché à connaître les ressources du pays qu'on allait occuper, et avoir eu la pensée de faire vivre l'armée aux dépens d'un pays qu'on occupait en ami pour sa propre sûreté. Mais c'est aussi la faute du général.

Quant aux désordres du bataillon Luternau je désire qu'on punisse sévèrement Luternau; mais, pourquoi le général a-t-il donné à un homme aussi peu capable que Glutz une brigade. Soyez sûr que l'affaire des bataillons est une affaire du parti; il fallait la traiter avec sévérité; le général devait se montrer lui-même et traiter la chose haut à la main. Si l'on plâtre, on se met le poison dans le corps.“

Weiter als bis zur Besetzung einiger französischer Grenzbezirke wollte die Tagsatzung nicht gehen und lehnte daher das Ansinnen der österreichischen Heerführer ab, bei den Belagerungen von Besançon, Belfort und Hüningen mitzuwirken (vgl. „Jahrbuch“ Heft X pag. 66); nur für Hüningen wurde es später zugestanden (s. „Jahr-

buch“ Heft X pag. 75 ff. und Wieland: Bd. II pag. 390 ff.) (Eine Schilderung der Belagerung Hüningsens, an der sich auch das Glarner Bataillon Legler betheiligte, ist enthalten in Heft VII des „Jahrbuchs“ pag. 47 ff. und mit besonderer Bezugnahme auf die technischen Verhältnisse im vortrefflichen Aufsatz des 66er „Neujahrsblattes der Zürcher Feuerwerker-Gesellschaft“). Es war dies ganz gegen Fischer's Ansicht, welcher gerade die beiden erstern Festungen mit Recht als weit gefährlicher für die Schweiz ansah. Am 6. Juli wurde nun auch das eidg. Hauptquartier von Bern nach Neuenburg verlegt und schon am 7. die Entlassung der Reserve angeordnet. Es herrschte indess nach wie vor in demselben nicht eben die grösste Harmonie, und hatten sich u. A. im Gegensatze zu Bachmann und Castella Finsler und Heer stets für die strikteste Defensive ausgesprochen. Auch im Schoosse der Tagsatzung wie unter dem Volke fand das Einrücken der Schweizertruppen in Frankreich eine sehr verschiedene Beurtheilung. (Vide „Jahrbuch“ Heft X pag. 63).

Unterdessen war durch den vernichtenden Schlag von Waterloo (vgl. über diese Entscheidungsschlacht, wie überhaupt über den ganzen Feldzug von 1815 (ebenso denjenigen von 1813 und 1814) die wahrhaft klassische Darstellung von v. Ollech, Direktor der Berliner Kriegsakademie, in den bezüglichen Beiheften zum Militärwochenblatt (Jahrgang 1869—1875) in der Abhandlung: „Carl Friedrich Wilhelm von Reyher, General der Kavallerie und Chef des Generalstabes der Armee“; ferner Clausewitz: „Hinterlassene Werke“ Bd. VIII „Der Feldzug von 1815 in Frankreich“) der Krieg entschieden, Napoleon gestürzt und auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen traten Waffenruhen ein, so zwischen Frimont und Süchet und zwischen dem linken Flügel der Schwarzenbergischen Hauptarmee unter Colloredo und Lecourbe und Jourdan, die in Belfort und Besançon kommandirten. Die Oesterreicher erlangten dadurch ausgedehnte Cantonnirungen und schoben, einander sich nähernd, ihre Truppen derart vor die schweizerischen, dass diese auf die unwirthlichsten Grenzstriche wären eingeschränkt worden. „Stehen bleiben konnte man nicht“, schreibt Fischer, „und vorgehen durfte man wegen der Befehle der Tagsatzung nicht.“ Diesem Missstande vorzubeugen, schickte Bachmann, dessen Truppen ohnehin

schon über mangelhafte Verpflegung klagten, sich an, mit dem französischen General Laplane eine Uebereinkunft abzuschliessen, durch welche ihm die Gegend von Salins eingeräumt werden sollte, wo sich ansehnliche Vorräthe befanden. Diese Convention gelangte jedoch nicht zur Ausführung. (Vgl. „Jahrbuch“ Heft X pag. 67 ff.)

Fischer's Briefe gewähren uns einen interessanten Einblick in diese verworrenen Verhältnisse. So schreibt er u. A. von Neuenburg aus an Wattenwyl unter'm 13. Juli: „Sa (des Generals) position est difficile et elle est devenue mauvaise. Il fallait quelqu'un de beaucoup plus fort pour tenir tête à Finsler avec tout son amour-propre blessé. Il n'a jamais pardonné qu'il n'a pas conservé le commandement en chef, et je suis convaincu que sacrifiant tout à ce sentiment il a travaillé de suite pour brouiller les affaires.

V. E. a malheureusement trop raison sur les causes du mal, mais il y en avait encore d'autres qui ne pouvaient être détournées qu'avec une force de volonté et d'action bien supérieure; la plus grande union seule pouvait y suppléer en quelque sorte. J'ai été témoin de la rectitude constante de ses intentions, et la conviction intime de cette rectitude augmente la peine que je ressens de cette tournure, que malheureusement il fallait prévoir et que j'ai souvent prédite. La rénitence de H(eer), la mauvaise volonté de F(insler) et la négligence de toute considération de prudence de C(astella) ont agi dans des directions écartées, au moment où un faux principe adopté par la diète devait aussi avoir des conséquences toujours plus divergentes. —

Depuis 3 à 4 jours il y a stagnation complète dans nos affaires. On ne fait rien; point de relations avec les généraux, peu ou point avec la diète, point de mesures; c'est une paralysie, et cette paralysie doit aider les raisons de licenciement, qu'au reste, à ce qu'il me paraît, a de très-grands inconvénients politiques.“

Theils die vielfach ungünstige Auffassung, welcher Bachmanns Vorrücken nach eigentlich schon entschiedenem Kriege begegnete, theils die damals sehr vorherrschenden, insbesondere von Zürich in einem Schreiben an die Tagsatzung hervorgehobenen Sparsamkeitsrücksichten, theils auch erneuerte Insubordinationsfälle und Klagen über die Verpflegung, endlich vielleicht die fortgesetzten Reibungen zwischen den Befehlshabern, bewogen die eidg. Behörde, den Fort-



schritten des Generals ein Ziel zu setzen. Sie ordnete am 11. Juli den Schultheissen Rüttimann von Luzern und den Landammann Zellweger von Trogen in das Hauptquartier nach Neuenburg ab, um Bachmann, der eben selbst über Pontarlier vorzurücken im Begriffe war, mit ihrem Willen bekannt zu machen. (Vgl. „Jahrbuch“ Heft X pag. 65 ff. und Wieland: Bd. II pag. 381 und 382). Es sollten die bereits auf französischem Boden stehenden Abtheilungen unverzüglich zurückgezogen, und selbst die zur Besetzung von Salins abgeredete Capitulation, die dem General bereits zur Genehmigung vorlag, nicht vollzogen, sondern die Einnahme von Salins den österreichischen Truppen überlassen und der grössere Theil des eidgenössischen Aufgebotes entlassen werden.

Die Briefe Fischer's an Wattenwyl geben eine recht charakteristische Zeichnung der so misslichen Lage. Am 18. Juli schreibt er u. A.: „Je suis convaincu que le général, après avoir été mis sous tutèle comme il l'est, doit quitter le commandement qu'il n'aurait jamais dû prendre; je l'ai prié déjà à Morat de le quitter lorsque la diète le passait pour Finsler; je l'ai prié lorsqu'elle a ordonné de jeter 6 à 7 mille h. à Bâle sans son avis; je l'ai supplié lors du décret du 1<sup>er</sup> Juillet qui justifie tous les cantons qui auraient défendu à leurs troupes de passer les frontières. A chaque fois les avantages étaient moindres. Je sens fort bien que c'est un triomphe du parti nouveau, mais mieux vaut encore accorder avec un peu de dignité ce triomphe un peu douteux que de jouer un rôle honteux.

Il paraît que l'on va retourner à Berne en organisant le licenciement de l'armée. J'ai dit au général qu'il fallait commencer par rétablir l'ordre et que ce ne serait qu'après avoir traduit les coupables devant le tribunal militaire et après avoir fait marcher grandement les bataillons, qu'il serait libre; mais s'il reste ferme à son opinion je dois croire que d'ici à 8 jours il sera en règle.“

Am 19. Juli schreibt Fischer wiederum von Neuenburg aus Folgendes: „Ilier au soir il y a eu une conférence un peu plus vive que la première. Le Landammann d'Appenzell encore tout resplendissant des rayons de gloire répandus sur sa face par elle archiduale, s'est donné des airs qui ont fâché le général; il lui a dit assez sèchement qu'il était trop agé et qu'il avait trop vu dans le monde pour se laisser manquer par une figure comme lui, et il a

offert sa démission à Mss. les représentants.“ (Hierauf wurde über die Convention von Salins verhandelt, welche die Repräsentanten anfänglich nicht genehmigen wollten).

„Heer et Finsler ont fait un tableau si noir de la nécessité de revenir, qu'on a trouvé qu'il fallait faire une convention, mais il a fallu une seconde scène violente pour faire articuler aux représentants que telle était leur opinion particulière. On a donc ratifié la convention qui nous donne Salins et Arbois.

Aujourd'hui la peur a fait des progrès et on ne veut rien laisser en France. Il est vrai que le désordre a déjà commencé dans le bataillon Göldlin; brigade Gerzensee.

Le général retournera très-probablement à Berne après-demain pour de là donner sa démission. Plût à Dieu qu'il m'eût crû et qu'il l'eût donnée dès Morat. Il en avait une bonne occasion. Dieu pardonne à ceux qui l'ont mal mené!“

Ein Brief vom 21. sodann an seinen Vater enthält folgende Stelle: „Il est grand temps que cela finisse; le mal se développe avec rapidité et lors même que peut-être il y aurait encore quelques moyens de l'arrêter, on ne les choisira pas.“ Unter'm nämlichen Datum schreibt er auch Wattenwyl: „J'ai été seul dans le temps à vouloir un prince de Prusse pour conduire notre armée; il fallait quelqu'un qui put servir la Suisse malgré elle; au lieu de cela nous avons eu un général que je vénèrerai toujours pour la droiture et l'honneur de ses intentions, mais qui ne connaissait rien à l'inférieure composition de la confédération de notre temps, et qui, loin d'avoir aucun appui quelconque, a été très-mal entouré et mis à la merci de viles intrigues qui sacrifieraient tout à leur but. Il est impossible de remédier au mal qui est fait; il faut en finir. Le général va donner sa démission.“

„Es lag klar am Tage,“ so lautet unsere bezügliche Darstellung im „Jahrbuch“ (Heft X pag. 68 ff.) „und wurde namentlich durch die Berichte Finsler's bestätigt, dass eben durch das Vorrücken des grössten Theils der Armee in concentrirten Massen über die Grenze eine grosse Verwirrung in die Verwaltung gebracht worden war, und dass die Truppen, da sie in den ärmsten Gegenden Halt machen mussten, nothwendigerweise dem Mangel sich preisgegeben sahen. Auch erzeugten wirklich die Entbehrungen aller Art und die Ermüdung

derselben in zweckloser Unthätigkeit unter ihnen eine Missstimmung, die von bedenklichen Folgen sein konnte. In Folge dessen sprachen sich nun in einer Conferenz der obersten Stabsoffiziere und der eidg. Repräsentanten der Oberfeldherr und der General Castella ganz unerwartet mit allem Nachdruck für ein gänzlichliches Zurückziehen der Truppen aus dem französischen Gebiete aus. (Wie misslich es in der That in Hochburgund um die Verpflegung derselben stand, ergibt sich u. A. auch aus dem an bezüglicher Stelle abgedruckten Bericht des Obersten von Graffenried an die bernische Regierung). Grosser Mangel an Lebensmitteln herrschte auch im Fürstenthum Pruntrut, da die Oestreicher dort bedeutende Requisitionen gemacht hatten, ohne nur Bons dafür auszustellen.“

„Bei dieser Sachlage fand Bachmann es durchaus angemessen, (am 20. Juli) bei der Tagsatzung die Rückberufung sämmtlicher eidg. Truppen aus Frankreich eingehend zu befürworten, um so mehr als gegenwärtig für die Schweiz keine Gefahr mehr drohe, die französischen Freischaaren aufgelöst worden seien und alle Umstände nun den freiwilligen Rückzug der Schweizer erlaubten, zudem auch ein längeres Verweilen in dem ausgesogenen Lande nur als Feindseligkeit aufgefasst werden müsste. — Da Bachmann auch die Reducation der Armee nach der Basis, wie sie früher vorgeschlagen und von der diplomatischen Kommission unter'm 17. Juli gutgeheissen worden war, keinen Augenblick verschieben wollte, so hatte er bereits die drei in Frankreich stehenden Divisionen demgemäss in Bewegung gesetzt. Die dritte sollte indess noch in der Gegend von Pontarlier den Entscheid der Tagsatzung abwarten.“

„Der diplomatischen Kommission flosste indess das Vorgehen Bachmanns lebhaft Besorgnisse ein. Vor allem musste ihr der darin liegende Widerspruch auffallend erscheinen, dass noch am 18. Juli die Ratifikation der mit General Laplane abgeschlossenen Convention, welche der 1. und 2. Division der eidg. Armee ausgedehnte Kantonnirungen in Hochburgund anwies, befürwortet wurde, während man zwei Tage später die Nothwendigkeit vorstellte, alle Truppen aus Hochburgund zurückzuziehen, und wirklich schon zu diesem Zwecke eine allgemeine Bewegung und Dislokation der Armee angeordnet hatte. Neben der unter den Truppen herrschenden Missstimmung fürchtete sie endlich auch die Folgen des jetzigen, vielleicht

eben so übereilten und ohne vorherige Berathung der Tagsatzung von dem Obergeneral bereits anbefohlenen Rückzuges, der dieselbe auch in politischer Beziehung d. h. in Bezug auf ihr Verhältniss zu den verbündeten Mächten einigermaßen compromittiren könnte.“

In der Tagsatzung nun war man auch sehr getheilter Ansicht über die Schritte des Obergenerals. Ueber ihre diesfalsigen Beschlüsse in der Sitzung vom 22. Juli und das in einer für denselben nichts weniger als schmeichelhaften Sprache abgefasste Begleitschreiben, in welchem ihm davon Kenntniss gegeben wurde, sowie über die darauf folgenden Entlassungsbegehren des Obergenerals und seines Generalstabschefs v. Castella vergleiche man im bezüglichen „Jahrbuch“ pag. 71 ff.

In den „Lebensnachrichten über E. F. von Fischer“ (s. Einleitung) macht sich in Bezug auf diese unliebsamen Vorgänge eine etwas abweichende Auffassung geltend. Es heisst darin u. A.:

„Die Darstellung Tilliers und Anderer, Bachmann habe, nachdem die Convention von Salins schon höhern Ortes genehmigt gewesen, ganz unerwarteter Weise eine Reduktion der Armee verlangt und Hochburgund geräumt, ist nicht zutreffend. Denn die Convention wurde von den Repräsentanten erst dann (den 18. Juli) gutgeheissen und der Tagsatzung zur Genehmigung empfohlen, nachdem schon gleichen Tags die Reduktion von ihnen in so ausgedehntem Masse beschlossen war, dass dadurch die Besetzung von Salins unmöglich gemacht schien. (Nach dem Finsler'schen Reduktionsplane nämlich sollte die Armee von 12 Brigaden bis auf 27 Bataillone Infanterie, 6 Kompagnieen Scharfschützen u. s. f. herabgemindert werden (siehe „Jahrbuch“ Heft X pag. 69 ff.) Richtig mag sein, dass sowohl die Truppenentlassungs- als die Rückzugsanträge des Generals schneller einliefen, als die Tagsatzung erwartet und gewünscht hatte; sei es, dass die Repräsentanten ihren Auftrag überschritten, sei es, dass der General sich vom Unmuth hinreissen liess.“

Für beide Erklärungsweisen finden sich Anhaltspunkte in Fischers kurzem Briefe an seinen Vater vom 25. Juli, welcher folgendermassen lautet: „Ihr Brief vom 18. ist mir erst am 21. zugekommen. Wir befanden uns eben in einem rechten Wirrwarr. Rüttimann und Zellweger waren als Repräsentanten der Tagsatzung angekommen. Wenn die Gegenwart solcher bei einer Armee überhaupt immer eine

Pandorabüchse ist, so gereichte sie uns in unsern besondern Umständen ganz und gar zum Verderben. Ihr Auftrag war peinlich; die Tagsatzung hat ein schlechtes Gewissen, ist daher übler Laune und lässt sie an Denjenigen aus, die sie eben treffen kann. Zellweger hat sich seines Auftrages mit all der Schärfe und dem Hochmuth entledigt, deren er so fähig ist; daher lebhaftes Auftreten, sowohl mit Castella als dem General. Finsler hat auch eingeheizt. Die Repräsentanten haben auf schleunigen Vollzug der ihnen mitgegebenen Reduktionsbefehle mehr oder minder streng gedrungen; diese fielen aber gerade in den Augenblick, wo wir eine vortheilhafte Convention abschliessen wollten, die uns Salins und Arbois überlieferte; sie mussten indessen vollzogen werden und das war nun der Tagsatzung wieder nicht recht u. s. w. Dazu kamen eben neue Unordnungen bei den Truppen, an deren Anstiftung von oben herab man vernünftigerweise nicht zweifeln konnte. Die Ordnung würde freilich wieder hergestellt; der General fand aber, dass er unter solchen Verhältnissen es sich selbst und seinem Rufe beim grossen Publikum schuldig sei, eine Stellung zu verlassen, wo man sich am Ende noch entehrt hätte. Er hat daher am 22. in sehr bestimmten Ausdrücken seine Entlassung nachgesucht und erwartet heute Abends die Antwort. Den Oberbefehl erhält dann Finsler, dessen Benehmen meine Menschenkenntniss auf eine mehr lehrreiche als angenehme Weise bereichert hat. Inzwischen ist Alles auf dem Marsch, in Folge der angeordneten Reduktion, die etwas übereilt wird. Ich sehe dem Augenblick mit Sehnsucht entgegen, wo auch ich frei werde; meine Stellung war peinlich und misslich geworden und ich hätte sie schon längst verlassen ohne die persönlichen Freundschaften, die mir der General in immer steigendem Masse erwiesen hat.“

„Man kann,“ heisst es im Weitern in den bezüglichen „Lebensnachrichten“, den eben angeführten Beweggründen des Verfahrens der Tagsatzung alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, ohne desshalb des Generals Einrücken in Frankreich so hart und abfällig zu beurtheilen wie z. B. von Mülinen und dessen mit Finsler eng befreundeter Biograph. Zu den schon angegebenen Ursachen, die dem Oberkommandanten ein offensives Vorgehen wünschbar machten, hatten sich noch andere beachtenswerthe Erwägungen gesellt. Einer

Vereinigung Rapp's und Lecourbe's zuvorzukommen, war im allgemeinen Interesse wichtig; das Vorrücken ausserhalb der Grenzen beseitigte den sonst nicht zu überwindenden Zwiespalt zwischen den Anforderungen der schweizerischen Grenzbezirke, welche jeder für sich Besatzung und Deckung verlangten, und den strategischen Rücksichten, welche die Entblössung einiger derselben erheischten; es bewirkte zugleich eine Schonung des vaterländischen und Ausnutzung fremden Gebietes. Die Besetzung einiger französischer Gebietstheile gab der Schweiz für den Augenblick des Friedensschlusses eine vortheilhaftere Stellung; endlich war dem General viel daran gelegen, die kriegerischen Eigenschaften der Schweizer durch das Anbinden mit einem Feinde wieder aufzufrischen. Werden diese Ansichten Bachmanns als richtig zugegeben, so kann der Vorwurf unedlen Benehmens gegen den schon unterlegenen Feind (vide „Leben Müllinen's“ pag. 267) nicht wohl ihn treffen; denn so lange die Tagsatzung die Truppen nicht zurückzog, hatte er nur nach militärischen Beweggründen zu handeln. Jedenfalls musste Bachmann, mochte nun seine Anschauungsweise mehr oder weniger gegründet sein, durch das raue Eingreifen in seine, dem erwünschten Ziele so nahe geführten Bewegungen tief verletzt werden. „Es ist hart,“ sagte er eines Abends zu dem allein bei ihm anwesenden Fischer, „es ist hart, mein Freund, in meinem Alter meine Ehre zu opfern, doch auch sie gehört meinem Vaterland.“ Den folgenden Morgen aber, erzählt sein Biograph, erschien er gleich unbefangen, gleich freundlich wie gewöhnlich.

Die Tagsatzung konnte nicht umhin, unter obwaltenden Umständen das Entlassungsgesuch Bachmanns entgegenzunehmen und übertrug auf dessen Vorschlag das Generalcommando dem Oberstquartiermeister Finsler, der bereits die Reservedivision befehligte und zugleich die Operation der Armeereduzirung ganz uneingeschränkt leitete. Unter dem Commando desselben, welchem am 4. August der Rang eines Generalquartiermeisters der eidg. Armee zuerkannt worden war, fand dann auch die Bachmann so bestimmt abgeschlagene Theilnahme von Schweizertruppen an der Belagerung und Schleifung Hüningens im Verein mit österreichischen Truppen unter Erzherzog Johann statt (s. oben). Ende Juli dankten, da auch die Verminderung des Stabes verfügt worden, mit Castella

noch 17 Offiziere desselben ab, worunter auch Oberstlieutenant Fischer, der unter'm 19. August seine Entlassung aus dem eidg. Dienst erhielt.

Fischer spricht seinen General keineswegs von Fehlern und Irrthümera frei; derselbe habe, sagt er, die Einrichtungen der Schweiz viel zu wenig gekannt, und daher habe ihm seine Umgebung so arg mitspielen können (vgl. den oben mitgetheilten Brief Fischer's an Wattenwyl vom 21. Juli). Ueber die ganze Sache aber bemerkt er gegen Wattenwyl: „Die Schweiz hat eine einzige Gelegenheit, sich mit Glanz wieder zu erheben, verfehlt; die Krisis ist schlimm abgelaufen; verzweifeln darf man jedoch nicht, so lange noch Lebenskraft vorhanden.“ Wie unerfreulich aber auch im Ganzen der Feldzug für die Schweizer ausgefallen war, so lässt sich immerhin nicht verkennen, dass die Kraftentwicklung, welche durch Napoleons Erscheinen in der Schweiz bewirkt wurde, nicht ganz ohne wohlthätige Wirkung war. Die Zerwürfnisse unter den Kantonen wurden dadurch einstweilen gestillt, im eidg. Wehrwesen manche Verbesserungen bewirkt und der Schweiz die durch die innere Zerrüttung verlorene Achtung des Auslandes und eine würdige Stellung im europäischen Staatensystem wieder gewonnen. (Vgl. „Jahrbuch“ Heft X pag. 77).

Bachmanns Verdienste wurden zwar auch im Auslande gewürdigt und erhielt er von mehrern Souveränen Orden und Ehrenbezeugungen. Die grösste Freude und Genugthuung gewährte ihm indessen doch der goldene Degen mit der Inschrift „Patria grata“ und die Dankurkunde, wie sie ihm von Seiten der Tagsatzung am 12. Juli 1816 zu Theil wurden. Nunmehr ein Greis von 76 Jahren, verlebte er den Rest seiner Tage in stiller Zurückgezogenheit in seiner Heimatgemeinde Näfels, seine Zeit vor Allem dem Lesen politischer und militärischer Werke widmend, unter denen diejenigen Friedrichs des Grossen seine Lieblingslectüre bildeten. Seine geistigen und körperlichen Kräfte behielt Bachmann bis in sein hohes Alter. Am 11. Februar 1831, als 91jähriger Greis, schied er vom irdischen Dasein.

Werfen wir nun auch noch einen Blick auf die weitem Lebensschicksale und politische Wirksamkeit von Bachmanns Biographen und Waffengefährten von 1815. Nach seiner Entlassung aus dem eidgenössischen Dienst befasste sich Oberstlieutenant Fischer eifrigst mit dem bernischen Verfassungswerk, dem er schon wäh-

rend des Winters von 1814 auf 1815 seine unablässige Theilnahme und Aufmerksamkeit zugewendet hatte. Was die Einfügung des neu erworbenen Kantonstheiles (gemeiniglich Bisthum, Jura, auch Leberberg genannt) betrifft, der aus dem gefürsteten Bisthum Pruntrut mit Ausnahme einiger an Basel gekommenen Bezirke, dem Münsterthal, dem Erguel mit Neuenstadt, dem Stift Bellelay und der Stadt Biel sammt ihrem kleinen Gebiete bestand, so bereitete diese Angelegenheit der Regierung von Bern nicht weniger Arbeit und Sorge als die Verfassungsfrage. Fischer war von Anfang an ein entschiedener Gegner der Erwerbung des Jura und hat sich bis an sein Lebensende nie damit befreunden können. (Vgl. „Berne Taschenbuch“ pag. 27). Auch das Postwesen nahm Fischer's Thätigkeit nicht minder in Anspruch. Im Jahre 1816 wurde er bei Ergänzung des Grossen Rathes zum Mitglied der Zweihundert der Stadt Bern gewählt und ihm auch die wichtige Stelle des Geheimrathsschreibers verliehen, d. h. Sekretärs der wirklich leitenden politischen Behörde der Republik.

Als die Tagsatzung sich im Juli desselben Jahres wieder in Zürich versammelte, wurde Fischer neuerdings Legationsrath. Schultheiss von Mülinen war Ehrengesandter. Im August sodann besuchte er mit dem Neuenburger Grafen Ludwig v. Pourtalés die Arbeiten der Linthcorrection und zugleich seinen Waffengefährten Bachmann in Näfels, der sie auf's Herzlichste empfing. Unter den Berathungsgegenständen dieser Tagsatzung nahm die Fortentwicklung des eidgenössischen Kriegswesens die wichtigste Stelle ein. Als es sich um die Organisation des schweizerischen Heeres handelte, wurde zunächst der durch eidg. Stabsoffiziere verfasste Entwurf über die Formation der Armee einer Commission überwiesen, die aus Finsler, Heer, Ackermann, Pourtalés und Fischer als Berichterstatter bestand. Wie nun ihr bezüglicher Bericht von der Tagsatzung fast einstimmig in globo genehmigt wurde, erhielt die Commission sogleich die andere Aufgabe, ebenfalls auf Grund des Entwurfes der Stabsoffiziere die Gesamtorganisation des Heeres auszuarbeiten. In dem aus ihren Berathungen hervorgehenden „Revidirten Entwurf eines organischen Militärreglements für die Schweizerische Eidgenossenschaft“ war u. A. in Folge der Erfahrungen vom vorigen Jahre auch der Oberbefehl der



eidg. Armee anders organisirt und der General, der früher mit Tagsatzung und Kantonsregierungen zu verkehren hatte, an einen Kriegsrath gewiesen. — Charakteristisch ist Fischer's Schlusssentenz in einem Urtheile über die Haltung Zürich's in dieser Epoche. „Es bietet“ so lautet dieselbe, „den Kantonen eine wirkliche moralische Garantie dar, nicht in Händel verwickelt zu werden, aber kaum wird je von Zürich der Impuls zu einer grossen kräftigen Handlung ausgehen, welche die Eidgenossenschaft wieder emporzuheben vermöchte.“

Im folgenden Jahre wurde Fischer in die Commission für die Correction der Juragewässer gewählt, zumal er schon für die Linthcorrection stets das grösste Interesse und warme Begeisterung gezeigt hatte. Im Jahre 1818 sodann wurde er in Diöcesan-Angelegenheiten des katholischen Landestheils nebst dem Schultheissen Rüttimann von Luzern mit einer Sendung nach Rom betraut, in Bezug auf welche die Darstellung im „Berners Taschenbuch“ (pag. 30 ff.) zu vergleichen ist. Dasselbst machte Fischer u. A. auch die Bekanntschaft des berühmten Niebuhr, dessen Sekretär damals Bunsen war. Derselbe schreibt über ihn im 2. Bande seiner Lebensnachrichten: „Oberst Fischer war mir hier eine tröstende Erscheinung, so dass wir uns nicht ohne Thränen und mit schwerem Herzen, als wären wir alte Freunde gewesen, von einander trennten. Es ist einer der hellsten und gewandtesten Geister, die mir vorgekommen sind, ein grundedler Republikaner und Mensch. Ich habe nicht leicht mit einem andern Manne eine so völlige Geistesharmonie empfunden. Aber er blieb nur wenige Monate hier.“

Im Jahre 1819 wurde Fischer, der nunmehr in seinem 33. Lebensjahre eine Waadtländerin zur Gattin sich erkoren, unter Enthebung von der Stelle eines Geheimrathsschreibers zum Amtstatthalter in Bern ernannt. Im Januar 1822 wurde er nach mehrjähriger Unterbrechung auch wieder einmal zu einer militärischen Dienstleistung berufen, indem er zum Obercommandanten der bernischen Scharfschützen ernannt und zugleich mit Begutachtung der für dieses Corps entworfenen Organisation beauftragt ward. Im Frühjahr 1823 sodann finden wir Fischer als effektives Mitglied des Kleinen Rathes, welche Stellung seine Entlassung als Amtstatthalter nach sich zog. Auch wurde er nun sehr bald wieder zur Mitwirkung bei

verschiedenen diplomatischen Geschäften berufen. Vom Jahre 1822 an beginnt eben eine ganze Reihe wichtiger und schwieriger Verhandlungen mit auswärtigen Mächten: So die peinlichen Erörterungen mit mehrern Grossstaaten wegen der Presse und der Flüchtlinge, das Retorsionsverfahren gegen Frankreich, die Unterhandlungen mit den Niederlanden wegen Auslegung der Militärcapitulation und mit Neapel wegen Abschluss einer solchen, und endlich der Niederlassungsvertrag mit Frankreich.

In der Gesinnung der fremden Mächte gegen die Schweiz war ein merkwürdiger Umschwung eingetreten; die revolutionäre Partei, im Jahre 1814 noch das Schooskind der Cabinette, wurde denselben nun so anstössig, die contrerevolutionäre Strömung wurde so stark, dass den damaligen Staatsmännern alle Regierungen der Schweiz, ja sogar die von Bern, als Jakobiner erschienen. „Man scheint,“ schreibt Fischer im Juli 1822 an Wattenwyl, „eine Republik überhaupt nicht mehr dulden zu wollen.“

Als im Jahre 1827 Schultheiss von Mülinen dem Grossen Rath sein Entlassungsbegehren eingereicht hatte, wurde Fischer an seine Stelle gewählt. Seine Ernennung zum Schultheiss machte denn auch im ganzen Lande einen vorherrschend guten Eindruck, wenn auch einzelne tadelnde Stimmen sich dagegen erhoben, so u. A. die des Geschichtschreibers von Tillier. (Ueber seine diesbezügliche Thätigkeit vgl. „Berner Taschenbuch“ pag. 36 ff.)

In dieser geschäftreichen Zeit machte sich Fischer auch noch an die Bearbeitung der Lebensgeschichte des Generals von Bachmann nach dessen Angaben (s. Einleitung). Der Gedanke dazu mochte wohl bei Bachmann erst kürzlich entstanden sein, und muthmasslich der am Rande des Grabes stehende Greis mit einer hieraus wohl erklärlichen Ungeduld den jüngern Freund zur raschen Förderung des Werkes gedrängt haben; dass ihm noch vier Jahre Frist gegönnt seien, wagte weder der alte Krieger noch sein Biograph zu hoffen.

In dem für ganz Europa denkwürdigen Jahre 1830 ward Fischer als Bundespräsident berufen die Angelegenheiten der Eidgenossenschaft zu leiten. (Vide „Berner Taschenbuch“ pag. 38 ff.) Ende Dezember trat eine ausserordentliche Tagsatzung zusammen. Als deren Aufgabe wurde bezeichnet: „Erhaltung der

Schweiz, ihrer Unabhängigkeit und Neutralität durch die entschlossensten Massregeln.“ Gleichzeitig mit der Tagsatzung wurde auch die eidg. Militär-Aufsichtsbehörde einberufen. Aus dem bezüglichen Präsidialvortrage Fischers verdient vor Allem noch eine Erinnerung an die Lörracher Zusammenkunft (s. oben pag. 84) erwähnt zu werden. Man habe, sagte Fischer, ihm damals erklärt: „Wo Minister und Generale unterhandeln, da behalten die Letztern Recht und darum wird der Schweizerboden ungeachtet des diplomatischen Versprechens nicht respectirt, weil der grosse Plan für die Operationen von den untersten Rheingegenden bis an die Alpenkette diesen Durchmarsch erfordert, den zu verhindern Ihr mit einem schwachen, bis auf den letzten Mann gezählten Cordon ausser Stand seid.“ Bezüglich der militärischen Verfügungen der Tagsatzung heben wir nur hervor, dass u. A. auch die Aufstellung des grossen Generalstabes und Ernennung des Oberbefehlshabers und Chefs des Generalstabs beschlossen wurde; diese letztern Wahlen wurden jedoch erst 1831 vollzogen und fielen auf Guiguer und Dufour; die kleine conservative Minderheit hatte als Oberfeldherrn Fischer in Vorschlag gebracht, der sich aber die Wahl entschieden verbat.

Unterdessen kam in Bern die kantonale Krisis heran und in ihrem Gefolge eine totale Staatsumwälzung. Es würde uns indess hier zu weit führen, wenn wir auf die Stellung Fischers dazu näher eingehen wollten. Wir begnügen uns daher lediglich mit dem Hinweis auf die bezügliche Darstellung im „Berner Taschenbuch“ (pag. 40 ff.) und erwähnen nur noch, dass mit dem am 20. Oktober 1831 erfolgenden Rücktritt Fischers vom Schultheissenamte derselbe, nunmehr 45 Jahre alt, am Schlusse seiner Laufbahn als Staatsmann stand. (Eine treffliche Charakteristik seiner Persönlichkeit findet sich anschliessend im bezüglichen Werke auf pag. 44 ff.)

War die politische Thätigkeit Fischers zu Ende, so begann jetzt die leidende Periode seines Lebens. Die Aufhebung des Postvertrages mit seiner Familie durch Beschluss des Grossen Rathes vom 1. August 1832 war ein Vorspiel dazu. — Gleichzeitig mit dem Kanton gab auch die Stadt Bern sich eine neue Verfassung. Der Altschultheiss wurde als Präsident des Stadtrathes an die Spitze gestellt. Allein die Regierung verweigerte der neuen Behörde ihre

Anerkennung und erliess ihrerseits am 19. Mai 1832 ein Dekret über Erneuerung der Gemeindebehörden, welches Rechte und Selbständigkeit der Stadt ernstlich zu bedrohen schien. Die daraus erwachsende Beunruhigung fand ihren Ausdruck in der Wahl der sog. Siebnercommission, welche die Interessen der Stadt zu wahren und zu vertheidigen den Auftrag erhielt. Fischer wurde zum Präsidenten derselben ernannt. Von anderer Seite begnügte man sich damit nicht; Herr von Lentulus organisirte seine geheimen Werbungen; einer seiner eifrigsten Genossen, Major Fischer von Eichberg, war ein naher Verwandter des Altschultheissen; die misstrauische Regierung schloss auf Einverständniss dieses Letzteren und zog ihn mit hinein in die Untersuchung über den „Reactionsversuch“. Am 31. August fand die Hausdurchsuchung statt im Erlacherhof; am 1. September gab die Siebnerkommission ihre offene Erklärung ab, zwei Tage später wurden die Mitglieder derselben verhaftet, und wieder nach zwei Tagen erfolgte die Auflösung der Stadtbehörden durch die Regierung.

Fischer, welcher jeden Zusammenhang mit den Werbern in Abrede stellte, protestirte wiederholt gegen seine Verhaftung sowohl, als gegen die Saumseligkeit im Verhören, nicht minder beklagte er sich über unwürdige Behandlung in seiner Haft während der lang sich dahin schleppenden Untersuchung. Ein Bürgschafts-Anerbieten von mehr als 300 Bürgern wurde nicht angenommen, ein Antrag Anton von Tillier's zu Gunsten der Gefangenen im November vom Grossen Ráthe verworfen, erst am 31. Februar 1833 wurde Fischer freigelassen, — allein mit seinen Genossen durch Verfügung des Regierungsrathes als auf 7 Jahre hinaus der bürgerlichen Ehren verlustig erklärt. Sein Urtheil über dieses Verfahren sprach der schwergekränkte Mann aus in der zu Anfang 1833 abgefassten „Denkschrift des gewesenen Schultheissen der Stadt und Republik Bern und gewesenen Präsidenten der Eidgenössischen Tagsatzung, E. F. Fischer, als Beitrag zur Tagesgeschichte.“

Fischer verliess den Kanton Bern; nach einer Erholungsreise durch Süddeutschland liess er sich mit seiner Familie erst im Waadtland nieder, dann in Genf, das ihm zur Erziehung seiner Söhne bessere Gelegenheit bot. Er fand daselbst einen sehr zuvorkommen-

den Empfang und freute sich des Umgangs mit den hochgebildeten Männern, die man in Genf in grösserer Anzahl als in jeder andern Schweizerstadt antreffen konnte.

Der Hochverrathprocess, der erst im Jahre 1839 seinen Abschluss fand und in der übrigen, den Leidenschaften Berns fernstehenden Schweiz ein peinliches Aufsehen erregte, endigte damit, dass Fischer wegen des hohen Verdachtes der Urheberschaft am Hochverrathsversuche zu zweijähriger Gefangenschaft verurtheilt wurde, welche Strafe er denn auch mit den andern Leidensgefährten auf Schloss Thorberg verbüsste. Im Uebrigen verweisen wir auch hier auf die bezügliche interessante Schilderung des „Berner Taschenbuchs“ (pag. 48 ff.)

Es mag hier auch erwähnt werden, dass ein Sohn Fischers in österreichische Dienste getreten war, was ihn schon im Herbst 1842 nach Wien und später noch zwei Mal nach Innsbruck und Triest zu reisen veranlasste. Die Eindrücke, die er dabei empfing, sind in den „Lebensnachrichten“ mit lebhaften Farben geschildert. Schon frühzeitig beobachtete Fischer mit dem ihm eigenen scharfen Blicke auch die Vorboten der im Jahre 1848 ausbrechenden Stürme. Am Sonderbundskrieg und an der Entstehung des neuen eidgenössischen Bundesstaats nahm er zwar keinerlei thätigen Antheil, folgte aber ihrem Gang mit dem lebhaftesten Interesse. Ebenso begleitet er die auswärtigen Umwälzungen mit scharfen Reflexionen. Bei der Nachricht vom Sturze Louis Philipps ruft er aus: „Die Weltgeschichte ist die Verkündigung des Weltgerichts.“ Der erste auswärtige Staat, auf den das grosse Ereigniss von Paris seine Wirkung äusserte, war Neuenburg, wo schon am 1. März durch einen Handstreich die rechtmässige Herrschaft gestürzt und die Republik eingesetzt wurde. „Die preussische Politik in Bezug auf Neuenburg“, meinte Fischer 1850, „ist für mich ein  $xy^3$  und die einzigen bekannten Grössen, die ich darin finde sind  $a =$  Widerspruch und  $b =$  Inconsequenz.“ Vornehmlich aber waren seine Blicke auf das um das Leben ringende Oestreich gerichtet, unter dessen Fahnen ausser seinem Sohne noch drei andere Glieder der Fischer'schen Familie und noch sonst mehrere Verwandte und Freunde, theils in Italien, theils in Ungarn standen. General von Wyss, dessen Tod Fischer tief beklagte, war der dritte österreichische General schwei-

zerischer Herkunft, der in diesen Kriegsjahren fiel. (Vor ihm die Generale von Salis und Henzi.)

Noch einmal indess sollte Fischer thätigen Antheil am politischen Leben seines Heimatkantons nehmen. Als nämlich im Mai 1850 Bern sich eine neue, eine conservative Regierung gab, wurde er in den Grossen Rath gewählt, in welcher Stellung seine persönliche Bedeutung sich bald geltend machte. (Näheres indess hierüber, sowie über die famose „Schatzangelegenheit“ und Fischer's bezügliche Flugschrift gegen Stämpfli s. im „Berner Taschenbuch“ pag. 52 ff.) —

Bei den heftigen politischen Kämpfen in der Heimat konnte sich Fischers Augenmerk nicht so wie sonst der allgemeinen Politik zuwenden. Das wichtigste Ereigniss war in diesem Zeitraume der Staatsstreich in Paris. Fischer sah darin allerdings die Abwendung einer grossen Gefahr. „Unsern Rothen hat dies sehr missfallen, und es wäre für uns sehr gefährlich gewesen, wenn der ungewisse Zustand in Frankreich länger gedauert hätte.“ Sonst aber spricht er sich darüber nichts weniger als begeistert aus. „Dass die Franzosen nach 60jährigen Versuchen beim zweiten Kaiserreich angelangt sind, ist gewiss noch kein Abschluss; es ist eine Episode, auf welche wahrscheinlich noch andere folgen werden, ehe der Kreisel sich zu drehen aufhört.“ Den Olmützer Frieden zwischen Oestreich und Preussen nannte Fischer ohne Zaudern eine unhaltbare Abmachung. Sachverständige Diplomaten hatten ihm auch den Ausbruch des Krieges im Orient schon längst vorausgesagt; dennoch bemühte sich sein Scharfsinn, als es wirklich dazu kam, umsonst, die tiefen Beweggründe der handelnden Parteien zu entdecken. Sein Gemüth fühlte sich mehr zu Russland als zu den Westmächten hingezogen, und er erkannte klar die sehr schwierige Stellung Oestreichs, welches weder eine Schwächung Russlands wünschen, noch dessen Vergrösserung zugeben könne. Das Gerede vom Undank berührte ihn wenig; er hielt ihm entgegen, dass Paskiewitsch 1849 durch seine bekannte Aeusserung den Dank dahingenommen habe, und dass die Politik sich nicht nach Gefühlen richten könne. Russland und Amerika, meinte er, gehöre die Zukunft. England und Frankreich seien im Niedergang begriffen. Für den Czar Nikolaus hatte er grosse Verehrung. An die famose Tatarennachricht von der Einnahme Sebastopols im September 1854 glaubte Fischer keinen

Augenblick. Seine Abneigung gegen das einst so bewunderte England steigerte sich fortwährend. Besonders widerwärtig war ihm der Gegensatz des gegen kleine Staaten so anmassenden, gegen die Vereinigten Staaten so demüthigen Auftretens Albion's.

Ueber Fischers gemeinnützige und kirchliche Thätigkeit vergleiche man „Berner Taschenbuch“ pag. 55. Was sein literarisches Wirken anbelangt, so war hauptsächlich die Geschichte und insbesondere die vaterländische seine Lieblingswissenschaft. So bekleidete er denn auch längere Zeit die Präsidentenstelle der einst von Schultheiss von Mülinen gegründeten bernischen geschichtsforschenden Gesellschaft. Zudem hatte er sich einiges Verdienst um das Zustandekommen des Zecrleder'schen Urkundenwerks erworben, und Ludwig Lauterburg fand als Herausgeber des Berner Taschenbuches bei ihm viele Unterstützung. Was er vor Allem in der Geschichte suchte, waren Lehren für die Gegenwart und Zukunft. Auch seine eigenen schriftlichen Arbeiten verdanken ihre Entstehung nicht sowohl wissenschaftlichem Streben als der Liebe zu den Personen und Dingen. Dies gilt schon von seiner 1831 erschienenen Lebensgeschichte des Generals von Bachmann (s. oben) und ebenso sehr von seinem bedeutendsten Werke, der „Erinnerung an Niklaus Rudolph v. Wattenwyl.“

Um auf die auswärtigen Ereignisse zurückzukommen, so veranlasst zunächst der Krimkrieg Fischer zu etwas spöttischen Bemerkungen über die grosse Politik: „Jene tiefsinnigen Berechnungen“, schreibt er u. A., „welche die Allgemeine Zeitung den Cabinetten, besonders dem russischen unterlegt, sind Phantastereien; Zufälligkeiten oder was die Menschen so nennen, und Leidenschaften spielen eine weit wichtigere Rolle, und man würde, wenn man den Quellen nachspüren könnte, gar kleine Ursachen grosser Wirkungen finden. Die Staatsmänner meinen die Ereignisse zu leiten und keuchen ihnen doch nur nach, und man sieht in kunstvoll gesetzten diplomatischen Schriftstücken alle Geschicklichkeit der Verfasser aufgeboten, um ihren Absichten das zuzuschreiben, was sie vielleicht nicht einmal vorausgesehen haben.“ Die lange Verzögerung des Friedensschlusses verwunderte ihn nicht. Denn er hielt ihn für so schwierig zuwege zu bringen wie den westphälischen. Dass Sardinien seine Armee nicht in die Krim geschickt hätte, ohne Versprechungen erhalten zu

haben, davon war Fischer schon 1855 überzeugt; nur schrieb er die Versucherrolle England zu. — Im Neuenburgerhandel von 1856 zollt Fischer der Entschlossenheit des Bundesrathes alle Anerkennung und unverkennbar ist seine Schadenfreude über das Scheitern der Drohungen des Auslandes am unerwarteten Widerstande der verjüngten Schweiz; aber in diesem gegen früher so verschiedenen Auftreten der Eidgenossenschaft und in der Annahme des Beistandes Frankreichs erblickte er wieder Gefahren für das Vaterland, und diesen Besorgnissen gab er Ausdruck in der Allgemeinen Zeitung. Die Kriegsergebnisse von 1859 mussten den Schultheissen als Freund Oestreichs peinlich berühren; doch liegen schriftliche Aeusserungen von ihm darüber nicht vor. Im Jahre 1866 verdammt er die Berliner Politik auf's Schärfste und zur Zeit des Luxemburgerhandels schreibt er: „Die Schweiz ist in gefährdeter Lage zwischen der bekannten Ehrlichkeit der Tuilerien und der noch mehr naiv cynischen des Herrn von Bismarck. Den Krieg zwischen Preussen und Frankreich sah Fischer bestimmt voraus, sollte ihn aber nicht mehr erleben. Die grosse Pariser Ausstellung im Jahre 1867 veranlasste ihn zu ernstern Betrachtungen. Der Besuch derselben durch die mittlern und untern Classen werde, meinte er, auf Einfachheit und Genügsamkeit schädlich einwirken. „Wir gehen,“ heisst es a. a. O., „unaufhaltsam dem Ende der gegenwärtigen socialen Ordnung entgegen, und es ist mir bis jetzt noch Niemand vorgekommen, der sich von dem, was darauf folgen wird, einen deutlichen Begriff zu machen vermöchte.“

Als Wattenwyl's Leben (s. oben) gedruckt war (1867), machte sich Fischer an die Bearbeitung der „Rückblicke eines alten Berners,“ eines Buches, dessen werthvollsten Theil wohl die Schilderung des alten Berns bildet, wie es vor 1798 bestand. Es erschien im Herbst 1868 und äussern sich die „Lebensnachrichten“ in Bezug darauf u. A. folgendermassen: „Keiner von den alten Zeitgenossen hätte das alte Bern so zu beschreiben verstanden wie Fischer, der zwar freilich und aus Ueberzeugung, im Grossen und Ganzen als Vertheidiger des Alten auftritt, aber dennoch als Schriftsteller die Gebrechen der Berner-Aristokratie eben so freimüthig bekennt, wie er sie als Staatsmann erkannt und bekämpft hatte.“ —



Im Jahre 1869 begannen die körperlichen und geistigen Kräfte des Greisen sichtlich abzunehmen und am 13. Januar 1870, nachdem ihm seine Gattin schon im Jahr 1854 vorangegangen, schied auch Fischer, der treue, ergebene Freund und Waffengefährte unseres Bachmann, vom irdischen Dasein.

„Damit war ein Mann geschieden“, sagt das „Berner Taschenbuch“, „der zum Staatsmann, zum republikanischen Regenten im alten Styl wie Wenige geboren, mit allen Eigenschaften eines solchen ausgerüstet und durch innern Beruf zum politischen Wirken getrieben, seinem Vaterlande die grössten Dienste schien leisten zu sollen; aber durch die Macht der geschichtlichen Verhältnisse vor der Zeit aus dieser Bahn hinausgeworfen, noch fast 40 Jahre lang thatlos zuschauen musste. Warum musste diese reiche Begabung für das Land unfruchtbar verloren gehen? — Der traurige Eindruck dieser Frage wird nur durch die Erinnerung gemildert, dass Fischer seinen sittlichen Beruf an sich selbst, als Mensch und Christ, um so reiner erfüllt hat! — Salvavit animam!“ —

Im Anschluss hieran und gemäss der von uns schon in der Einleitung geäusserten Absicht dürfte es in jeder Hinsicht opportun erscheinen, nunmehr auch zu untersuchen, zu welchen Resultaten die Militärwissenschaft bezüglich des „Cordonsystems“, seiner Vortheile und Nachtheile und vor Allem seiner Anwendung auf den Gebirgskrieg gelangt ist. Zuvörderst sei nur bemerkt, dass das Cordonsystem noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts bei allen Armeen vorherrschend war und erst durch die Lehren des Erzherzogs Karl und des in seine Fussstapfen tretenden genialen Schriftstellers Clausewitz als unsinnig und fehlerhaft erwiesen, sowie durch die energischen Operationen Napoleons praktisch über den Haufen geworfen wurde.

„Cordon“ nun heisst im Allgemeinen jede Vertheidigungsanstalt, welche durch eine Reihe aneinanderhängender Posten einen ganzen Landstrich unmittelbar schützen will. Dies ist zu betonen; denn mehrere neben einander aufgestellte Corps eines grossen Heeres könnten einen bedeutenden Landstrich vor dem feindlichen Eindringen

schützen, ohne einen Cordon zu bilden; dann würde dieser Schutz aber nicht unmittelbar, sondern durch die Wirkung von Combinationen und Bewegungen stattfinden. — Dass eine so lange Vertheidigungslinie, wie diejenige sein muss, die einen bedeutenden Landstrich unmittelbar decken soll, nur einen sehr geringen Grad von Widerstandsfähigkeit haben kann, springt in die Augen. Selbst bei den grössten Truppenmassen würde dies der Fall sein, wenn ähnliche Truppenmassen dagegen wirkten. Die Absicht eines Cordons kann also nur sein, gegen einen schwachen Stoss zu schützen, sei es dass die Willenskraft schwach, oder die Streitkraft, mit der der Stoss erfolgen kann, klein ist. In diesem Sinne ist die chinesische Mauer errichtet: Ein Schutz gegen die Streifereien der Tataren. Diese Bedeutung haben alle Linien- und Grenzvertheidigungsanstalten der mit Asien und der Türkei in Berührung stehenden europäischen Staaten. Bei dieser Anwendung hat ein Cordon weder etwas Widersinniges, noch erscheint er unzweckmässig. Freilich wird dadurch nicht jede Streiferei abgehalten werden können, aber sie werden doch erschwert und folglich seltener, und bei Verhältnissen wie die mit asiatischen Völkern, welchen gegenüber der Kriegszustand fast nie aufhört, ist das sehr wichtig.

Dieser Bedeutung eines Cordons am nächsten kommen die Linien, welche in den neuern Kriegen auch zwischen europäischen Staaten angelegt wurden, wie die französischen am Rhein und in den Niederlanden. Sie sind im Grunde nur errichtet, um das Land gegen solche Angriffe zu schützen, die bloss darauf abgesehen sind, Contributionen einzutreiben und auf Unkosten des Gegners zu leben. Sie sollen also nur Nebenunternehmungen abhalten und folglich auch nur von einer untergeordneten Macht vertheidigt werden. Aber freilich wird in den Fällen, in denen die feindliche Hauptmacht die Richtung gegen diese Linie nimmt, auch der Vertheidiger genöthigt sein, sie mit seiner Hauptmacht zu besetzen, woraus denn nicht die besten Vertheidigungsanstalten entspringen. Um dieses Nachtheils willen, und weil der Schutz gegen Streifereien in einem vorübergehenden Kriege ein Zweck von sehr untergeordneter Wichtigkeit ist, für den durch das Dasein solcher Linien leicht ein zu grosser Kraftaufwand abgezwungen werden kann, sind sie in neuerer Zeit als eine schädliche Massregel angesehen worden. „Je stärker die

Kraft ist,“ sagt Clausewitz in seinem unsterblichen Werke „Vom Kriege“, „mit welcher der Krieg tobt, um so unnützer und gefährlicher ist dieses Mittel.“

Endlich sind noch alle sehr ausgedehnten Vorpostenlinien, welche die Quartiere eines Heeres decken und einen gewissen Widerstand leisten sollen, als wahre Cordons zu betrachten. Dieser Widerstand ist hauptsächlich gegen Streifereien und andere kleine, gegen die Sicherheit einzelner Quartiere gerichtete Unternehmungen bestimmt, und dazu kann er, wenn die Gegend günstig ist, hinreichende Stärke gewinnen. Gegen die anrückende Hauptmacht des Feindes kann der Widerstand nur ein relativer d. h. auf Zeitgewinn berechneter sein; aber auch dieser Zeitgewinn wird in den meisten Fällen nicht sehr beträchtlich sein und also auch weniger als der Zweck des Vorpostencordons angesehen werden können. Es ist also auch in diesem Fall der Cordon nur gegen den Angriff einer schwachen Kraft aufgestellt und steht wie in den andern beiden Fällen nicht mit seiner Bestimmung im Widerspruch. „Alle cordonartigen Aufstellungen z. B. verstärkte Vorpostenlinien u. s. f.“ führt Clausewitz an anderer Stelle aus, „haben indess immer das Eigenthümliche, dass sie leicht zu sprengen sind.“

Ganz anders verhält es sich aber, wenn die zur Vertheidigung eines Landes bestimmte Hauptmacht gegen die feindliche Hauptmacht sich in eine lange Reihe von Defensivposten, also in einen Cordon auflöst. Dies war früher vorzugsweise bei den Operationen im „Gebirgskriege“ der Fall, indem man eben dem Besitze des Gebirgslandes, aus welchem die Flüsse und Ströme entspringen, in deren Hauptthälern die Hauptoperationslinien und die Hauptoperationsobjekte liegen, einen viel zu grossen Werth beilegte. Man glaubte, dass, ebenso wie in der Taktik die Wegnahme eines Berges, welcher den Schlüsselpunkt einer Stellung bildet, über diese entscheidet oder die Besitzergreifung der ein Thal einfassenden Höhen die Eroberung dieses Thales nach sich zieht — auch im Grossen, im strategischen Sinne der Besitz des Gebirges über jenen der Ebene entscheiden müsse. Diese falsche Anschauung führte zu höchst gefährlichen Aufstellungen auf den sog. Gebirgsknoten, auf den Hauptgebirgsrücken und damit zum Cordonssystem.

Viele gute Stellungen im Gebirge verleiteten den Vertheidiger zur Zersplitterung seiner Kräfte. Ebenso der Umstand dass, wenn in das zu vertheidigende Gebirgsland viele, theils künstliche, theils natürliche, für Infanterie und Gebirgsgeschütze passirbare Communicationen führen, bedeutende Kräfte zur Bewachung dieser Einfallspunkte und zur — wenigstens momentanen — Widerstandsleistung gegen den feindlichen Angriff verwendet, mithin, jemehr dieser Uebergänge und Wege vorhanden sind, destomehr die rückwärtigen Reserven geschwächt werden müssen.

Nach dem Cordon system sollten daher alle in's Land führenden Uebergänge nicht allein bewacht, sondern auch hartnäckig vertheidigt und dem Angreifer das Eindringen unmöglich gemacht werden; man wollte mit einem Worte an der Grenze oder wenigstens in nächster Nähe die „absolute Vertheidigung“ anbahnen. Um dies erreichen zu können, musste natürlich jeder Eingang und Uebergang stark besetzt werden. Mit der Ausdehnung der zu vertheidigenden strategischen Front multiplizierte sich die Zahl der in erster Linie aufgestellten Truppen dermassen, dass nur wenige für die rückwärtigen strategischen Reserven übrig blieben. — Man glaubte derart auf jedem Punkte widerstehen zu können, da ja in der Wirklichkeit oft noch schwächere Posten dem Gegner langen Widerstand geleistet hatten, berücksichtigte jedoch nicht, dass dieser Widerstand nur ein relativer, kein absoluter war, dass er zwar im Verhältnisse zur Stärke der zur Vertheidigung verwendeten Kraft ein langer gewesen, dass aber jeder dieser Posten bei nur einiger Energie des Angriffes doch überwältigt werden musste.

Durch diese cordonartige Aufstellung war auch die Verpflegung ungemein erschwert; die Truppen litten an Allem Mangel, waren im Hochgebirge den Unbilden der Witterung ausgesetzt und wurden daher, besonders wenn eine solche Aufstellung länger dauerte, physisch und moralisch herabgebracht, ehe noch der energische Angriff des Feindes erfolgte, welcher sich inzwischen jenen Punkt, der ihm strategisch und taktisch die meisten Vortheile darbot, ausersehen hatte. — Während der Angreifer nun gegen die übrigen Stellungen des Vertheidigers demonstirte, überwältigte er zugleich, mit geschonten und gut genährten Truppen aus seinen Quartieren hervorbrechend, den ausersehenen Punkt entweder in der Front oder

umgieng ihn auf weniger bewachten Fuss- und Saumwegen in einer der Flanken und bemächtigte sich dieses Ueberganges. — Die Folge war, dass die ganze Cordonaufstellung des Vertheidigers zerrissen und, da keine hinlänglichen Reserven bereit waren, diesen Fehler wieder gut zu machen, bei fortgesetzter energischer Offensive dem Vertheidiger die Vereinigung seiner Kräfte unmöglich gemacht wurde.

Noch leichter erfolgte der Angriff, wenn der Angreifer Herr des Gebirgsrückens war und der Vertheidiger in den verschiedenen, von diesem Rücken entspringenden Thälern feste Stellungen bezogen hatte. Die Wegnahme Einer dieser Stellungen entschied oft über die ganze Vertheidigung. Diese Forcierung geschah nun entweder in der Front, wenn der Vertheidiger, um seine Flanken auf den anliegenden aufsteigenden Gebirgsfüßen zu stützen, sich zu sehr rechts oder links ausgedehnt hatte, oder in der Flanke, wenn eine derselben im Vertrauen auf die Unwahrscheinlichkeit des Angriffs vernachlässigt war.

Eine nach den obigen Ausführungen angebahnte „absolute Vertheidigung“ trägt daher schon den Keim der Niederlage und einer traurigen Catastrophe für den Vertheidiger in sich. Denn die Vortheile, die eine energische Initiative dem Angreifer bietet, sind unberechenbar und müssen, wenn der Vertheidiger sich bloss passiv verhält, jedenfalls zur Entscheidung führen. Der Vertheidiger mag die Defensive auf dem Rücken der Gebirge oder in den Thälern, mit vertheilten oder vereinten Kräften einleiten; bleibt er in dieser Vertheidigung rein passiv, so ist der endliche Sieg des Angriffes die nothwendige Folge. Da dem Vertheidiger im Gebirge überdies sehr wenige — oft nur eine einzige — Rückzugslinien zu Gebote stehen, so wird die Gefahr, durch energisch und geschickt eingeleitete Manöver des Gegners in eine Catastrophe verwickelt zu werden, um so grösser. Die Uebermacht des Angriffes über die passive Vertheidigung ist daher im Gebirge überwiegend und überwältigend.

Beispiele von cordonartigen Aufstellungen zum Zwecke der Gebirgsvertheidigung sind:

Die Aufstellung im Tyrol 1799. —

Die Aufstellung der österreichisch-piemontesischen Armee in den Seealpen und der Bocchetta 1796. —

Wir können nicht umhin, an dieser Stelle die auf diese Verhältnisse bezüglichen, klaren und prägnanten Ausführungen wiederzugeben, wie sie in einem Beiheft zum 1876er Jahrgang des in Berlin erscheinenden „Militärwochenblatts“ in der vortrefflichen, auch von der französischen Militärjournalistik gebührend gewürdigten Abhandlung des Oberstlieutenants von Kühne, Direktor der Kriegsschule in Engers: „Der Krieg im Hochgebirge; die Organisation der österreichischen Wehrkräfte in Tirol und Vorarlberg und die Divisionsübungen in Tirol im September 1875“ enthalten sind.

„Wenn die grössern Thäler,“ heisst es u. A. daselbst, „die Schauplätze für die Hauptoperationen im Hochgebirge bilden und ihrerseits den Charakter von Defileen tragen, wenn ferner die Nebenthäler und die Pässe ebenfalls als Defileen erscheinen, und wenn endlich beim Kampf um Defileen der Vertheidiger im Vortheil gegenüber dem Angreifer ist, so kommen wir nothwendig zu dem Schlusse, dass das Hochgebirge die Vertheidigung begünstigt und dem Angriff grosse Schwierigkeiten entgegenstellt. Letzteres ist unleugbar, und wer ein Hochgebirge durchwandert und vom militärischen Gesichtspunkte betrachtet hat, gewinnt durch die Anschauung unmittelbar den Eindruck, dass sich fast überall, in allen Regionen, in den Thälern wie auf den plateauartigen Flächen, zur Vertheidigung vorzüglich geeignete Positionen finden.“

»Trotzdem lehrt uns die Kriegsgeschichte, dass ein entschlossen vorgehender Angreifer seinen Zweck in überraschend kurzer Zeit und mit verhältnissmässig geringen Verlusten — soweit dieselben den feindlichen Waffen zum Opfer fielen — erreichte. Nur wo die Bevölkerung Antheil an der Vertheidigung nahm und ein Guerillakrieg geführt wurde, dauerte die Vertheidigung länger aus und forderte vom Angreifer grössere Opfer. Woher kommt diese Erscheinung? Sie erklärt sich aus der grossen Zahl von Punkten — Pässe, Gebirgsknoten, Thalknoten — und Linien — Thäler, Strassen — welche zu decken sind, und aus den Begünstigungen, welche deren lokale Beschaffenheit dem Vertheidiger bietet. Beides führt nur zu leicht zu einer Zersplitterung der Kräfte. Ueberall, auf den Pässen wie in den kleinern und grössern Thaldefileen findet man Stellungen von grosser absoluter Stärke und relativer Wichtigkeit; Letztere tritt um so mehr hervor, als das die Defileen bildende

Terrain zwar schwer passirbar, aber keineswegs ungangbar ist, dass mithin alle Stellungen auf kürzern oder weitem Wegen, mit geringern oder grössern Schwierigkeiten zu umgehen sind. Diesen Umgehungen kann man scheinbar nur durch Besetzen des Seitenterrains entgentreten und auf diese Weise wird man verleitet, überall schwache Abtheilungen aufzustellen und nichts in der Hand zu behalten.“

„Die Oestreicher selbst sind bei den Kämpfen in Tirol wiederholt in diesen Fehler verfallen, so dass sie von ganzen Infanterie-Divisionen auf den entscheidenden Punkten nur wenige Bataillone zur Stelle hatten, welche von dem mit bedeutender Ueberlegenheit vorrückenden Angreifer geworfen wurden. Ganz besonders ungünstig war der Erfolg aber stets dann für den Vertheidiger, wenn derselbe in Passivität verharrete, wie solche mit der Anwendung des sog. „Gordonsystems“ fast immer verbunden war.“

„Dieses System bestand — ganz allgemein charakterisirt — in der Besetzung aller Hauptzugänge des Gebirges, also vorzüglich der Pässe; in der Einnahme einer oder mehrerer Hauptstellungen und in dem Zwischenschieben von Aufnahmeposten zwischen der Letztern und Erstern. Nach der Theorie sollte das Eindringen des Angreifers womöglich schon an den Uebergangs- und Eingangspunkten, also an der Grenze oder in deren nächster Nähe verhindert werden, indem man — vom Terrain begünstigt — durch verhältnissmässig schwache Posten den Gegner zurückzuhalten hoffte. Gelang dies nicht, so sollten die äussersten Posten sich langsam auf den Hauptkommunikationen zunächst auf die Aufnahmeposten und dann mit diesen auf die Hauptstellungen zurückziehen. Man nahm an, dass der Widerstand dadurch nach rückwärts allmählig sich verstärken und schliesslich an der Hauptstellung für den durch die Partialkämpfe geschwächten Angreifer unüberwindlich würde. War derselbe auch hier abgewiesen, so sollte nunmehr der Vertheidiger seinerseits zum Angriff übergehen.“

„Dieser Kalkül beruhte indessen auf irrigen Voraussetzungen, von denen wir nur die wichtigsten hervorheben wollen. — Den gewünschten Erfolg würde das System nur bieten, wenn: 1) Die Widerstandsfähigkeit der Grenzposten eine absolute

gewesen wäre; wenn ferner: 2) Der Feind sich ebenfalls zu Theilungen veranlasst fühlte und auf allen Strassen mit ziemlich gleichmässigen Kräften vorrückte, und wenn: 3) Die Posten und Detachements des Vertheidigers untereinander in Verbindung bleiben und wenigstens annähernd gleichmässig ihren Rückzug auf die Hauptstellung ausführen könnten. Alle diese Voraussetzungen treffen indessen nicht zu: Der Widerstand der Posten in erster Linie wird zwar meist im Verhältniss zu der verwendeten Truppenstärke ein langer, aber bei nur einiger Energie des Angriffes immer ein zu überwältigender sein; ferner hat ein kluger Angreifer keinerlei Veranlassung, sich unnöthig zu theilen, und die Verbindung zwischen den einzelnen Abtheilungen des Vertheidigers ist im Hochgebirge quer über die trennenden Bergketten und Kämme hinfort, meist gar nicht herzustellen und jedenfalls nicht zu erhalten.“

„Die cordonartige Aufstellung hatte aber ausser dem Nachtheile der Zersplitterung der Kräfte und schwacher Reserven noch den der schwierigen Verpflegung und Unterbringung der Truppen auf den Pässen. Dieselben litten dort meist grossen Mangel und waren den Unbilden der Witterung im Hochgebirge ausgesetzt; es war daher natürlich, dass sie — namentlich bei länger dauernder Aufstellung — physisch und moralisch herunterkamen. Das „Cordonsystem“ widerspricht überhaupt dem Geiste der neuern Kriegführung und ist daher auch für den Kampf im Hochgebirge vollständig zu verwerfen.“

Nach Clausewitz befolgten auch der preussische und österreichische Generalstab in den Feldzügen von 1793 und 1794 bei der Vertheidigung der Vogesen die Regeln des Cordonsystems in ihrer ganzen Absurdität. Freilich ist dabei nicht zu verkennen, dass vor Allem auch die gegenseitige Eifersucht und Verstimmung unter den beiden deutschen Grossmächten wesentlich zum unheilvollen Ausgang ihres gemeinschaftlich unternommenen Krieges gegen Frankreich beigetragen hat. Es möchte nicht uninteressant sein, an dieser Stelle daran zu erinnern, dass im Dezember 1793 der österreichische General Wurmser vom französischen General Hoche, einem der bedeutendsten militärischen Talente, welche sich in der grossen Revolution entwickelt haben, in seiner Hauptstellung bei Wörth und Fröschweiler total geschlagen und unter grossen



Verlusten bis dicht vor Weissenburg zurückgedrängt wurde. Bei Erneuerung seines Angriffs erstürmte darauf Hoche den Gaisberg, von dessen Besitz Wurmser's Verbindung mit Weissenburg abhing, und drang bis an die Lauter vor. Wurmser wäre verloren gewesen, wenn nicht der Herzog von Braunschweig mit seinen Preussen im rechten Momente sich den Franzosen entgegengeworfen und den Oestreichern den Rückzug über die Lauter gesichert hätte. Bekanntlich musste sich in Folge dessen das äusserst geschwächte östreichische Heer auf das rechte Rheinufer zurückziehen und auch die preussische Armee dem grössten Theil der Pfalz entsagen und die früher davongetragenen Vortheile aufgebend, sich mit der Besetzung eines schmalen Landstriches um Mainz begnügen. Die sog. Weissenburgerlinien, der dominirende Punkt am Mittelrhein, waren damit wieder in französische Hände gefallen. — Am Schluss des Jahres 1793 sahen die Franzosen von der Anhöhe bei Klingenstein das befreite Landau vor sich liegen. Zu gleicher Zeit kam ein Eilbote aus Paris in ihrem Lager an und brachte die Nachricht, dass auch das wichtige Toulon den Engländern wieder entrissen worden sei, zu dessen Einnahme bekanntlich das militärische Genie Napoleon Bonaparte's wesentlich beigetragen, der bei diesem Anlass plötzlich aus seinem Dunkel gleich Hoche emporgestiegen. Das Ende des Jahres 1793, dessen Anfang und Mitte für die Heere der französischen Republik so unheilbringend gewesen, sah die Aufstände im Innern erstickt und den auswärtigen Feind über die Grenzen zurückgeworfen. — Doch kehren wir nach dieser retrospektiven Abschweifung wieder zu unserm Thema zurück.

Um nun den augenscheinlichen Nachtheilen des Cordon-systems auszuweichen, wurde von verschiedenen Theoretikern nachfolgender Grundsatz aufgestellt: „Concentrirung der Truppen in rückwärtigen strategischen Aufstellungen, während die vorwärtigen Punkte nur mit sehr kleinen Abtheilungen, oft nur mit Zügen oder Halbcompagnien besetzt werden.“ — *Incidit in Scyllam qui vult evitare Charybdim.* —

Welche Nachrichten sollen nun diese schwachen Abtheilungen über das Vordringen des Gegners geben? Der Gegner lässt dieselben mit ebenso schwachen Kräften — die halbe Compagnie etwa mit

2 Compagnieen — angreifen und es wird ein Glück sein, wenn diese schwachen Posten des Vertheidigers einen geordneten Rückzug anzutreten im Stande sind. Aus ihren Meldungen wird der Commandant der strategischen Reserve schwerlich einen Schluss in Bezug auf einen scheinbaren und wahren Angriff ziehen können. Auch dürften solche Posten überdies so schnell über den Haufen geworfen werden, dass in der kürzesten Zeit eine Menge Terrain für den Vertheidiger verloren geht, und die strategischen Reserven auf gewissen zu haltenden und entscheidenden Punkten oft zu spät anlangen werden. — Auch ein solches „System der allzugrossen Concentrirung der Kräfte“ ist fehlerhaft und dürfte in vielen Fällen ebenso wenig zu einer erfolgreichen Vertheidigung führen als das Cordonsystem.

Wir haben nun schon oben erwähnt, dass bei der Vertheidigung eines Gebirgslandes die reine Defensive gegen den Angriff unbedingt den Kürzeren ziehen muss. Ausserdem ist nicht ausser Acht zu lassen, dass Gebirgsländer meist nur untergeordnete, secundäre, ja tertiäre Kriegsschauplätze bilden und die dortigen Truppen von den in den Ebenen oder Hauptstromgebieten operirenden Armeen abhängen und sich daher nach den Operationen dieser Letztern richten müssen, aus diesem Grunde z. B. auch nicht einseitig in die Offensive übergehen können, während die Hauptarmee in der Defensive verharret. Nur in seltenen Fällen dürften Gebirgsländer der Schauplatz des grossen Krieges sein. Selbst in jenen Feldzügen, in welchen sich der grosse Krieg wie im Jahre 1799 in das Gebirgsland — die Schweiz — gezogen, sehen wir doch die Entscheidungskämpfe in den cultivirten, von zahlreichen Communicationen durchschnittenen Unterlanden — in der Zone zwischen dem Walen-Vierwaldstätter-Zürchersee und dem Rheinthal — fallen, während sich im Hochgebirge nur kleine Heeresabtheilungen herum-schlügen. (Vgl. hiezu die einlässliche Abhandlung bei Clausewitz: „Vom Kriege“ Zweiter Theil. Sechstes Buch. „Die Gebirgsvertheidigung.“ 15., 16. und 17. Capitel).

Eine Ausnahme bildet natürlich der Fall, wo Gebirgszonen als strategische Vertheidigungslinien mit ganzer Kraft angegriffen und forcirt werden müssen. Ebenso sind die Hauptoperationen im Gebirgslande vorzunehmen, wenn das Hauptoperationsobjekt dort liegt. In Folge der vermehrten Friktionen wird dann die Krieg-

führung natürlich immer schwieriger, besonders wenn auch die Bevölkerung an dem Kampfe theilnimmt, wie im langjährigen Kriege Napoleons gegen Spanien. — Selbst zu Durchzügen werden Gebirgsländer, wenn sie zonenartig das Kriegstheater in zwei oder mehrere Kriegsschauplätze theilen, von ganzen Armeen oder grossen Heereskörpern selten benützt werden, weil dies immer ein sehr gefährliches Manöver ist. Deutlicher Beweis die Erfahrungen von 1799!

In seinem Werk über die »Feldzüge von 1799 in Italien und der Schweiz« bespricht Clausewitz eingehend den Einfluss der Schweiz als Gebirgsland auf den ganzen Verlauf des Feldzuges und gelangt dabei zu folgenden Schlussfolgerungen, die wir füglich auch an dieser Stelle reproduzieren zu sollen glauben:

»Erstens ist die Schweiz als Gebirgsland der Vertheidigung günstig, so dass der, welcher in ihrem Besitz ist, sich im Vortheil befindet.«

»Zweitens dominirt sie die ganze Ebene von Oberitalien bis an den Fuss der savoyschen Alpen.«

»Wie Beides zu verstehen und was eigentlich von Beiden das Resultat ist, haben wir hier zu betrachten. — Wir haben anderswo (vgl. das bezügliche Citat oben) den Satz aufgestellt und zu beweisen gesucht, dass ein Gebirgsland jedem relativen Widerstand günstig, aber jedem absoluten gefährlich und nachtheilig ist. Den Beweis können wir hier nicht wiederholen, aber unsere Meinung wollen wir klar machen. Unter relativem Widerstand verstehen wir jeden, der nur eine gewisse Zeit dauern soll, weil er nicht selbst eine Entscheidung in sich trägt, sondern sich auf eine anderswo liegende Entscheidung bezieht. Jeder kriegerische Akt geht im Gebirge langsamer von statten als in der Ebene, darum dauert auch ein unglücklicher Widerstand, d. h. einer, der mit Eihräumung der Stellung endigt, immer länger im Gebirge als in der Ebene; ist es nun bei dem Widerstande hauptsächlich auf Zeitgewinn abgesehen, wie z. B. bei Vorposten, so ist der Widerstand im Gebirge schon darum erfolgreicher. Aber er ist auch dadurch erfolgreicher, dass er den Angreifenden mehr Blut kostet. Wo eine Hauptentscheidung gegeben werden soll, da wird das Blut nicht geachtet, und der Preis des Sieges ist wenigstens meistens nur eine untergeordnete

Frage. Wo aber nur von einem untergeordneten Zweck die Rede ist, da kann der Preis des Sieges sehr in Betracht kommen, und es wird also in vielen Fällen der Angriff bloß darum ganz unterbleiben. — Endlich ist jeder kleine Haufe im Gebirge unendlich viel stärker als in der Ebene, weil er nie übergerannt werden kann, und weil die dem Rückzuge kleiner Haufen gefährlichste Waffe, die Reiterei, im Gebirge viel von ihrer Brauchbarkeit verliert.\*

Alle diese Umstände machen, dass schwache Truppenabtheilungen im Gebirgskriege sehr ihre Rechnung finden; denn sie können nicht nur viel länger widerstehen, sondern es auch wagen, einem viel stärkern Gegner, als in der Ebene, unter die Augen zu treten. — So wie aber von einer Hauptarmee die Rede ist und von einer Hauptentscheidung, die sie geben soll, so wie der längste Widerstand nichts mehr werth, keinem positiven Resultate gleichzuachten ist, sobald er mit dem Rückzug endigt, so wie man sich nicht mehr um das Land, sondern um den Sieg schlägt, so wie also der Widerstand des Vertheidigers ein ganz absoluter sein muss, — so ist das Gebirgsland dem Vertheidiger durchaus nachtheilig. Wir können die Ursachen davon, wie gesagt, hier nicht entwickeln, aber wir berufen uns auf die Erfahrung und zugleich auf das Urtheil des Feldherrn, mit welchem wir uns hier zunächst beschäftigen; der Erzherzog Karl ist nämlich der erste Theoretiker, welcher den Satz ausgesprochen hat (in seinem Werke über den Feldzug von 1796 in Deutschland), dass das Gebirge dem Vertheidiger nachtheilig sei, wobei wir unsers Ortes aber immerhin hinzufügen: in sofern eine grosse Entscheidung gesucht wird oder zu befürchten ist.\*

In näherer Beziehung auf die Schweiz aber müssen wir noch sagen, dass ihre höchsten Theile uns auch für den relativen Widerstand weniger geeignet scheinen als ein Mittelgebirge. Wenn nämlich die Gebirgswände so schroff und hoch werden, dass man mit seiner ganzen Vertheidigung im Thal bleiben muss, dann hört ein grosser Theil der eigenthümlichen Vortheile auf, welche der Gebirgsboden der Vertheidigung darbietet, und es treten sogar Nachteile an ihre Stelle, so dass es zweifelhaft werden kann, ob nicht eine solche Gegend den Angriff mehr begünstige als die Vertheidigung. Also nur mit dieser Einschränkung haben wir der geogra-

phischen Beschaffenheit der Schweiz die erste der obigen Beziehungen, nämlich die grosse Stärke in der Vertheidigung, beigelegt.\*

»Denken wir uns das sogenannte Dominiren eines Gebirgszuges über die ihm zur Seite liegende Ebene deutlich, so ist damit nichts Anderes gemeint, als dass diese unzugänglichere Gegend von einer in der Ebene vorschreitenden Armee nicht so mitbeherrscht wird, wie dieselbe Gegend es sein würde, wenn sie gleichfalls eben und offen wäre. In diesem Falle müssen die feindlichen Seitenkorps sich mit ihrer Hauptarmee in gleicher Höhe halten und können, wenn sie es nicht thun, leicht dazu gezwungen und dafür bestraft werden. Das blosse Vorrücken einer Armee in der Ebene reinigt also die zur Seite gelegenen Theile bis auf eine gewisse Weite, ohne dass eigene Korps dazu erforderlich wären. So ist es nicht, wenn ein solcher Theil ein Gebirgszug ist.\*

»Jedes Gebirgsland ist von der Ebene aus schon wegen seiner blossen Erhebung nicht zu übersehen, während diejenigen, welche sich in demselben, namentlich auf seinen letzten Abhängen befinden, eine vorzügliche Uebersicht über einen grossen Theil der Ebene haben. Die Schluchten und Wälder, mit welchen ein Gebirgsland durchzogen ist, machen aber auch, wenn man sich darin befindet, die Uebersicht sehr viel schwieriger als in einer Ebene. Wenn man sich also in der Ebene befindet und einen Gebirgsrücken zur Seite hat, auf welchem der Feind ist, so ist man von dort aus auf eine Art beobachtet, die man nicht erwiedern kann. Eine blos durchschnittene und verdeckte Gegend würde etwas Aehnliches leisten, aber doch nicht die gute Uebersicht geben, daher ist das Element der Erhöhung allerdings dabei kein gleichgültiges.\*

»Ferner ist jedes Gebirge ein weniger zugängliches Land und, wie wir schon gesagt haben, für den Widerstand untergeordneter Korps und kleiner Haufen sehr geeignet. Die Folge von beidem ist, dass der Feind es sehr leicht hat, sich in einer solchen Gegend mit schwachen Kräften aufzuhalten und von da aus unsere Verbindungslinie in der Ebene zu unterbrechen, wenn diese längs des Gebirges hinläuft. Wir können ihn nicht in jedem Augenblicke von da vertreiben, wie in einer offenen Gegend, wo ein isolirt vorgeschobenes feindliches Detachement von einer gegen dasselbe abgesandten überlegenen Kavallerie leicht in Gefahr gebracht werden

kann. Im Gebirge kann man nur durch ein systematisches, d. h. in viele Kolonnen getheiltes und kombinirtes Vorgehen Herr der Gegend werden und muss dabei immer eine beträchtlich stärkere Macht anwenden, als der Gegner darin hat. Das lässt sich nicht von einem Augenblick zum andern thun, und wenn man es gethan hat, so kann man es nicht wieder aufgeben, d. h. man muss dann in dem Besitze des Rückens zu bleiben suchen, also neben der Hauptarmee ein mehr oder weniger selbstständiges Seitenkorps vorrücken lassen, und so kommt man also zur Nothwendigkeit derjenigen Massregeln, von denen wir anfangs abstrahirt hatten. Man kann also diese Massregel nicht vermeiden, ohne seine Verbindungen auf eine mehr oder weniger wirksame und gefahrbringende Art bedroht zu sehen. In diesem Sinne nun sagt man, aber freilich mit einem etwas übertriebenen Ausdrücke: Das Gebirge beherrscht die daran liegende Ebene.«

»Wenden wir dieses Resultat auf die Schweiz an, so müssen wir sagen, dass sie ihrer Natur nach nicht sehr geeignet ist, in Beziehung auf die Lombardei eine solche Wirksamkeit zu haben. Ihre südlichen Berglehnen sind zu hoch, steil und unzugänglich, ihre Verbindung mit der Lombardei auf zu wenige und beschwerliche Pässe eingeschränkt, um der mannigfaltigen, dauernden Thätigkeit kleiner Abtheilungen zuzusagen. Auch ist die Ebene der Lombardei zu breit und der Po ein zu gutes Deckungsmittel gegen das Gebirge. In der That werden wir in eben diesem Feldzuge von 1799 sehen, dass die Franzosen im Besitze der Schweiz bleiben, ohne dass dies auf den von den Verbündeten errungenen Besitz von Oberitalien fühlbar einwirkt.«

»Aus dieser doppelten Betrachtung der Schweiz, einmal als selbstständigen gebirgigen Kriegstheaters, zweitens als eines die Ebene Oberitaliens flankirenden hohen Bollwerks, geht hervor, dass ihr Besitz den Franzosen allerdings nicht die taktischen und strategischen Vortheile darbot, welche sich nach den Modeansichten der damaligen Zeit die militärischen Rathgeber des Direktoriums vorgestellt haben mochten; er that sogar das Gegentheil, weil die Franzosen mit einer der drei Hauptarmeen darin auftraten und es also dort zu sehr entscheidenden Schlägen kommen konnte. Bedenken wir nun, dass die Franzosen ohnehin ihrem Machtverhältniss nach

auf die Vertheidigung angewiesen und auf keine Weise zu der Hoffnung berechtigt waren, sich in der Offensive zu erhalten, wenn sie auch wirklich damit anfangs einen Versuch machten: so können wir nicht anstehen, in Beziehung auf den Krieg mit Jomini es als einen grossen Fehler zu betrachten, dass die französische Regierung durch den Einbruch in die Schweiz die Neutralität derselben aufhob.\*

Ueber den denkwürdigen Marsch Suwarow's über den St. Gotthard vergleiche man die von Clausewitz's strategischer Auffassung und Beurtheilung wesentlich abweichende Darstellung von Landammann Dr. J. Heer in seiner Abhandlung: »Der Kanton Glarus unter der Helvetik« Dritter Zeitraum: 20. Mai bis Herbst 1799 im »Jahrbuch« Heft VI. (insbes. die Anmerkung auf pag. 51); ferner Wieland: »Schweiz. Kriegsgeschichte«, Bd. II pag. 142 ff. u. 155 ff. Schliesslich wollen wir nicht unterlassen, in dieser Beziehung auch noch auf die gründliche, umfassende Arbeit zu verweisen, welche im achten Jahrgang (1872—1873) des »Jahrbuches des Schweiz. Alpenklub« (pag. 411—488) erschienen ist. Der gediegene Aufsatz von H. Zähringer in Luzern betitelt sich: »Der Gebirgskrieg in der Schweiz 1798 und 1799« und gewährt ein sehr klares und anschauliches Bild, gleichsam eine topographische Kriegsgeschichte dieser für unser Vaterland so folgenreichen Epoche.

Merkwürdig bleibt es, wie die französischen Generale und Stabsoffizire bei vielen Gelegenheiten dieses Gebirgskrieges ihre Mannschaft zum Angriff führten. Oft sah man Lecourbe, Molitor, Gudin und Loison den Säbel in der Faust an der Spitze einiger Tapfern die steilsten Felsen erklettern, unter dem feindlichen Kugelregen die Sturmkolonnen leiten, sich den Weg bahnen durch den hohen Schnee, oder im Rückzuge dem Feinde trotzend, mit einer kleinen Reserve die Geschlagenen aufnehmen, die Verfolgenden aufhalten, ihre Leute ermutigen und durch ihr eigenes Beispiel begeistern. Hier ein Auszug aus Molitor's Rapport zum Beweis: »Arrivé dans le Klönthal avec deux bataillons, l'ennemi fait bonne contenance et parvient par un feu terrible à repousser mon attaque de front! Je résolus d'attaquer à la baïonnette; je forme un bataillon en colonne serrée, je détache 100 tirailleurs sur mes flancs et je m'avance au pas de charge sur l'ennemi, qui fut culbuté en un

instant au delà du débouché, jusqu'à Netstal. Avant d'attaquer ce village retranché, je voulus assurer ma droite et je portais quatre compagnies sur Glaris; en retournant joindre ma troupe je trouvais ma route interceptée par un corps de 1500 Suisses à la solde de l'Angleterre; je tombai au milieu d'eux, mais soutenu par dix intrépides volontaires, je fus dégagé et regagnai l'épée à la main, la position au débouché du Klönthal. Pour y arriver, il fallait gravir et descendre une montagne extrêmement escarpée et traverser le torrent de Lemsche (fälschlich statt »Löntsch«); l'ennemi m'y suit, arrive pêle-mêle à mon principal champ de bataille, l'attaque en queue et y jette le désordre. Je réunis 60 braves, je défend de tirer, je charge à leur tête et dans un instant tout ce qui avait passer le torrent, fut tué, noyé ou prisonnier. Pendant ce temps les quatre compagnies qui se trouvaient en avant de Glaris sont vivement attaquées et enveloppées par la réserve ennemie; elles se font jour à la baïonnette et viennent me joindre au débouché du Klönthal, où je soutiens toutes les attaques de l'ennemi en faisant disposer d'énormes pierres sur le front de ma position, pour repousser l'assaut à défaut de cartouches.« (Vergl. hiezu auch »Jahrbuch« Heft VI pag. 46 ff.) — Es mag hier erwähnt werden, dass auch Wieland in seinem bezüglichen Werke wie Molitor irrthümlicher Weise den Ausfluss des Klönthalersee's statt »Löntsch« die Lemsch nennt; ferner muss es daselbst heissen »Pantenbrücke« statt Pantherbrücke, »Ennenda« statt Enneda u. s. f. Auffallend aber erscheint vor Allem der Irrthum, dass derselbe bei seiner Schilderung des Rückzuges Suwarow's aus dem Glarnerlande nach dem Vorderrheinthal den russischen Feldherrn den Flimser- (oder Segnas-) Pass überschreiten lässt (vgl. Bd. II pag. 166 ff.). Es war vielmehr der Panixerpass, den die russischen Kolonnen bei schon vorgerückter Jahreszeit (am 5. Oktober) zu passiren hatten, ein Weg, der noch viel schwieriger war als alle frühern Uebergänge. Denn der enge Pfad, auf welchem nur ein einzelner Mann gehen konnte, zog sich grösstentheils am Abhang des Berges oder am Rande schauerlicher Abgründe hin und war, schon an und für sich äusserst beschwerlich, zudem noch durch andauernden Regen fast völlig ungangbar geworden. (Vgl. hiezu die interessante, vor Allem auf russische Quellen basirte Schilderung in der oben citirten



bezüglichen Abhandlung im „Jahrbuch“ (Heft VI pag. 64 ff.); ferner: „Der Kanton Glarus, historisch-geographisch-statistisch geschildert von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart“ (pag. 507 u. 508) von Prof. Oswald Heer und Dr. J. J. Blumer. St. Gallen und Bern 1846).

In dem trefflichen Werke des Erzherzogs Karl: „Geschichte des Feldzuges von 1799 in Deutschland und in der Schweiz“ heisst es u. A. in Bezug auf Lecourbe: „Lecourbe überliess sich ganz seinem kühnen, ungestümen rauhen Charakter: er zog die Geschwindigkeit der Operation ihrer Sicherheit vor, und achtete nicht des Menschenbluts, wenn er damit schnell einen Vortheil zu erkaufen hoffte. Er vertraute ausschliesslich auf die Uebermacht der Offensive sowohl als der Initiative in den Bewegungen, welche in keinem Terrain so überwiegend ist als in dem hohen Gebirge. Die Combinirung und Bestimmung eines Gegenmanövers ziehen dort wegen der Beschwerlichkeit der Kommunikationen und des Einverständnisses so viel Zeitverlust nach sich, dass gewöhnlich vor der Ausführung sich die ganze Lage der Dinge, auf welche der Entwurf gegründet war, ändert. Dadurch erreicht der Angreifende nach einander eine Reihe von Vortheilen, die er unaufhaltsam benützt und die ihm nicht so leicht wieder entrissen werden können.“ — Im Weitern wird sodann die cordonartige Stellung der österreichischen Truppen im Tyrol vom Erzherzog scharf getadelt und zugleich eine einlässliche Theorie des Gebirgskriegs damit verknüpft, auf welche wir hier lediglich hinzuweisen uns beschränken können (vide Bd. I pag. 90 ff. u. 137 ff.). Er gelangt dabei zu folgendem Schlusse: „Die hier über den Gebirgskrieg angestellten Beobachtungen und die daraus gefolgerten Axiome werden durch die Erfahrung in ältern und neuern Zeiten bekräftigt. Seit der Schlacht in den Thermopylen bis zu den Feldzügen des Revolutionskriegs in den Alpen und Pyrenäen, in der Schweiz und in Tyrol, behielt im Gebirge die Offensive stets die Oberhand; und nur durch eine thätige, mit Angriffen abwechselnde Defensive war es möglich, sich in solchen Gegenden zu erhalten. Die glänzendsten Beweise liefert der Feldzug des Herzogs von Rohan vom Jahre 1638 im Veltlin und jener der Spanier von 1793 (unter General Riccardos) in den östlichen Pyrenäen. Beide verdienen nachgelesen und ge-

würdigt zu werden.“ (Eine höchst interessante Schilderung speziell der Operationen Rohan's findet sich u. A. in der Abhandlung von Rechberger von Rechcron: „Der Gebirgskrieg.“ Wien 1865 (pag. 182—228) und im einschlagenden Werke von Kuhn's s. unten).

Es fragt sich nun, wie die Vertheidigung eines Gebirgslandes eingeleitet werden muss, um ihre Aufgabe gehörig lösen zu können. In Bezug hierauf erhellt aus dem Gesagten mit Evidenz, dass der Vertheidiger vor Allem darauf bedacht sein muss, die Vortheile der Vertheidigung und des Angriffs zu vereinigen, mithin die Vertheidigung nicht passiv, sondern im offensiven Sinne, mit offensiven Stößen durchzuführen. Eine erfolgreiche „*Offensiv-Defensive*“ setzt aber eine Aufstellung der Truppen voraus, welche ein momentanes Aufhalten des Angriffes, ein Mässigen seiner Heftigkeit und Energie, sowie das Uebergehen zum Angriffe mit den eigenen Massen ermöglicht und erleichtert. Kühne (s. oben) äussert sich an bezüglicher Stelle folgendermassen hierüber:

„Der Vertheidiger muss so viel offensive Elemente als nur irgend möglich in sein Vertheidigungssystem verweben und durch schnelle Bewegungen den Vortheil der innern Linien, welchen er zweifellos besitzt, auch wirklich ausnutzen. Das Gros seiner Truppen — möglichst stark — bleibt an einem Centralpunkte — am besten dort, wo die Hauptthäler des zu vertheidigenden Gebirgsystems sich vereinigen — concentrirt: aber nicht um sich daselbst in einer guten Stellung zu schlagen, sondern um aus derselben mit Ueberlegenheit und überraschend dorthin vorzurücken, wo man die Hauptmasse des Gegners vermuthet oder weiss.“

„Hauptgewicht würde also der Vertheidiger auf richtige und rechtzeitige Aufklärung des feindlichen Anmarsches zu legen haben. Zu dem Zwecke wird er genöthigt sein, auf den Hauptcommunicationen einzelne, selbstständige Abtheilungen vorzuschieben, welche ihrerseits bestimmte Abschnitte zur Beobachtung angewiesen erhalten. Diese Abtheilungen dürfen nicht zu schwach sein, um nicht beim ersten Andrang des Feindes geworfen zu werden, und müssen demselben auch ausreichend hartnäckigen Widerstand leisten, um ihn zur Entwicklung zu zwingen und seine Stärke und Absicht zu erkennen. Ist dies geschehen und hat man erkannt, dass man sich den feindlichen Hauptkräften ge-

gegenüber befindet, dann darf nicht weiter unnütz gekämpft werden, damit man sich nicht der Gefahr der Vernichtung aussetzt. Es ist schleunigst an das Gros zu melden, damit dasselbe schnell herbeieilen und sich überraschend und mit Ueberlegenheit auf den Feind werfen kann.“

„So einfach, klar und erfolgreich dieses Princip erscheint: so schwer ist es durchzuführen. Es wird nämlich in dem unebenen und bedeckten Terrain sehr schwierig sein, die Stärke und Absicht des Feindes richtig zu erkennen. Man wird sehr leicht getäuscht, erhält falsche oder zu späte Meldungen, findet bei seinem Vorrücken durch einen plötzlich angeschwollenen Bach unerwartete Hindernisse u. s. w. Wir müssen daher den Angriff als die stärkere Form im Gebirgskriege bezeichnen. Der Angreifer kann seine Massregeln dem Feinde leicht verbergen, denselben durch Scheinmanöver und Scheinangriffe über den wahren Angriffspunkt täuschen, ihn also überraschen und findet bei einem Echech Schutz im Terrain; er wird Manches wagen können, was im Flachlande unerlaubt erscheint, wenn er nur seine Kräfte nicht unnöthig zersplittert und entschlossen und energisch handelt. Sein Hauptstreben wird nach Ueberwindung der vordern Posten dahin gehen, schnell und mit überlegenen Kräften gegen die Knotenpunkte der Thäler vorzudringen, um die Truppen des Feindes zu trennen oder den herbeieilenden Reserven desselben an diesen wichtigen Punkten zuvor zu kommen. Die Dispositionen des Angreifers müssen so einfach wie irgend möglich und dürfen namentlich nicht auf das zeitliche und örtliche Zusammenwirken vieler einzelner Kolonnen berechnet sein, weil diese oft auf nicht vorauszusehende Hindernisse stossen. Eine Theilung in mehrere Kolonnen wird indessen unvermeidlich sein. Die Disposition für jede derselben muss dann mit sehr viel Sachkenntniss, Ueberlegung und eingehender, richtiger Würdigung aller Terrain- und sonstigen Schwierigkeiten entworfen und abgefasst werden. Kühnheit führt am ehesten zu einem günstigen Erfolge. Wer gar zu ängstlich auf Flanken- und Rückensicherung denkt, wird sein Ziel schwerlich erreichen.“

„Auch lege man dem dominirenden Terrain keinen zu hohen Werth bei; für die Operationen im Grossen und Ganzen liegt der Schwerpunkt im Besitz der Thä-

ler mit ihren Kommunikationen und ihren reichern Hilfsquellen. Besondere Schwierigkeiten für den Angreifer liegen noch darin, dass die taktische Ausführung des Angriffs durch die Stärke der Positionen, sowie durch das Terrain, in welches die Umfassungen und Umgehungen gelegt werden müssen und das meist nur langsame Bewegungen mit kleinen Truppenabtheilungen gestattet, ausserordentlich behindert ist. Ferner wird für ihn die Verpflegung sehr schwierig sein. Gebirgsländer erzeugen selbst für die Bewohner nicht ausreichendes Getreide. Der Angreifer kann sich nicht darauf verlassen, seine Verpflegung im Requisitionswege sicher zu stellen; er muss daher Magazine und ein wohlgeordnetes Nachschubsystem einrichten. Leidet hiedurch die Schnelligkeit und Energie der Operationen schon an sich, so wird dies in Folge der schlechten Kommunikationen, welche schwer zu sichern sind, noch mehr hervortreten.“

Aus dem Gesagten geht nun mit Evidenz hervor, dass die Vereinigung der beiden Formen der Kriegführung für den Vertheidiger nothwendig eine Theilung seiner Kräfte bedingt, sowie Aufstellung derselben in zwei hintereinander liegenden Linien. — Die vordere Linie wird von jenen Truppen eingenommen und besetzt, welche bestimmt sind, den Gegner zu beobachten und demselben, wenn angegriffen, möglichst grossen Widerstand zu leisten. Auf der rückwärtigen Linie erfolgt die Aufstellung der strategischen Reserven, mit der Bestimmung, nach Erkennung des wahren und Hauptangriffs des Feindes sogleich die Offensive zu ergreifen.

Da nun die strategisch wichtigen Punkte und Linien, auf welchen diese Reserven aufgestellt sind, meistens ziemlich weit von der vordersten Beobachtungslinie entfernt sein werden, so könnte es leicht geschehen, dass der Angreifer bei einiger Vehemenz des Angriffes in kurzer Zeit die ganze Gebirgszone bis zur Linie der strategischen Reserve durchheilt, sich mithin auch in den Besitz jenes Punktes oder jener Linie setzen könnte, die, in dieser Zone liegend, für den offensiven Rückschlag des Vertheidigers von bedeutender Wichtigkeit sind. Um diese Punkte so lange zu behaupten, bis die Reserven herbeigeeilt sein können und den Angriff so viel als möglich abzuschwächen, ist es daher nicht hinreichend, sich auf die blosse Beobachtung,

mithin auf nur schwache Posten zu verlassen. Die Besetzung der vordern Linie muss vielmehr mit solchen Kräften geschehen, welche dem Gegner auch den nöthigen Widerstand zu leisten im Stande sind. Die Aufstellung dieser vordern Truppen wird sich daher in zwei Linien theilen, nämlich in die Linie der Beobachtungstruppen oder Vorposten und in die Linie der sog. taktischen Reserven.

Es würde uns indess zu weit führen, hier näher darauf einzugehen und erlauben wir uns daher, bezüglich der speziellen Ausführung und Erörterung des Letztgesagten, d. h. über die Besetzung der Linie der Vorposten, die Aufstellung der taktischen Reserven, die Wahl von Stellungen im Gebirge, die Stärkeverhältnisse der zur Besetzung der vordern zwei Linien bestimmten Truppen, die Aufstellung der strategischen Reserven (3. Linie) und ihre Stärke, auf die lichtvolle, klassische Darstellung zu verweisen, wie sie in dem bezüglichen ganz vortrefflichen, auch kartographisch reich ausgestatteten Werke des ehemaligen österreichischen Kriegsministers v. Kuhn enthalten ist. Dasselbe betitelt sich: »Der Gebirgskrieg.« Wien 1870.

Fasst man das „System der Vertheidigung eines Gebirgslandes“ kurz zusammen, so ergibt sich, dass es vor Allem darauf ankommt, die taktischen und strategischen Reserven den Umständen entsprechend und richtig aufzustellen, den Angriff des Gegners durch Vermehrung der Friktion so viel als möglich zu verzögern, sich durch Scheinangriffe des Gegners nicht täuschen zu lassen, bei Zeiten den wahren Angriff zu erkennen, sodann mit aller Kraft und Energie den Gegenstoss entweder direkt oder indirekt durch Umgehung des Feindes zu führen. —

Wir schliessen hiemit unsere Darstellung mit dem Wunsche, dass die Vorsehung unser Vaterland gnädigst davor bewahren möge, jemals wieder der Tummelplatz fremder Kriegsvölker zu werden wie beim Ausgang des 18. Jahrhunderts, wo, nach dem Ausspruch eines der Heerführer, „die letzten Hülfquellen Helvetiens mit Feuer und Schwert waren vernichtet worden und sein Boden mehrere Wochen lang einem brennenden Vulkane geglichen hat.“

---